MARIENBOTE

Februar 1945

Inhalt

O HAPPY HOPE

O happy hope that lifts our soul
Above all earthly troubles!
And when the hour of trial comes
Our strength and courage doubles.

Then like some guardian angel's wing
A-shielding us in danger—
There was a time you seemed to me
Far-off, almost a stranger.

But now, save love, I prize you most
Of gifts to mortals given:
A ray of light from heaven above
That leads us on, to heaven.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 5 Februar 1945 13. Jahrgang

Dies und Das

Februar. Schneebedeckt sind die Felder und tiefes Schweigen streckt sich über ihre Weiten. Es ist das aber nicht die Stille des Todes, was da über den Aeckern liegt. Tief unter der hartgefrorenen, winterweissen Kruste des Mutterbodens atmen die Keime des Lebens. Mit jeder Stunde, die der unser Jahrhundert durchbrausende Zeitenlauf dem Februar entreisst, rückt der Tag näher, an dem diese Keime erwachen werden und die Kraft ihre ewigen Jugend wird hinwegfegen die starre, eisige Macht des Winters, Wälder und Fluren mit Leben und Blühen übergiessend.

Ueber das schneebedeckte Land fährt ein Bauer. Von seinem Schlitten aus schaut er rechts und links über die Felder, abwägend, was er im kommenden Frühling wohl hier oder dort anbauen werde.

Er wird ernst bei diesem Abwägen. Der Bauer ist ja nicht so wie der Städter. Er lebt nicht nach Uhr, nach Maschine, nach Verkehrsparagraphen und nach den künstlichen Winden der Programme und Moden, die unsere Städte durchheulen. Der Bauer lebt nach der Sonne, nach den uralten Gesetzen des Lebens, die ihn, sein Werken und sein Zeugen, sein Blut und sein Sinnen mit den geheimnisvollen Kräften verbunden halten, deren Früchte er jedes Jahr erntet, deren Stürme er über seine Felder dahinziehen sieht und deren Schöpfer er in seinem Puls und in jedem Grashalm spürt.

Deshalb wird der Bauer ernst, wenn er über seine Aecker fährt. Er fühlt, dass hier auf diesen Feldern doch ganz andere Gesetze herrschen als dort in den Städten, von wo aus man ihn zu belehren sucht. Ganz andere Paragraphen als in den Zeitungen, die man ihm zuschickt, ganz andere auch als in den Köpfen der Politiker, für deren Entschlüsse und Entscheidungen man ihn einzutreten mit Versprechungen und mit Drohen auffordert.

Hier draussen in der Natur gibt es noch etwas, das weder Hass kennt noch Bosheit, das allen guttun will, den Armen genau so wie den Reichen, den Schwachen wie den Mächtigen.

Still und gut liegt sie da, die treue Mutter Erde. Während die Menschen zerstören und zerschlagen, hält sie unerschütterlich fest an jener Aufgabe, die ihr vom Schöpfer gegeben: Am Bauen und am Geben!

In unserer Welt hat dieses Gesetz alle Gültigkeit verloren. Das Leben des modernen Menschen zeigt wenigstens nicht mehr, dass wir Heutigen noch daran glauben, wie sehr unser Dasein und unser Glück im Tiefsten und Letzten doch abhängig ist vom Gesetz der Güte.

Was könnte der Mensch wohl tun, trotz all' seiner Weisheit und seiner sich so stolz aufbau-

schenden Kultur, wenn Mutter Erde einmal aufhören wollte, gut zu sein. Ohne das tägliche Brot, das sie uns gibt, würden sie bald vereinsamen, die hohen Bauten und die weiten, schönen Strassen der Welt, und ihre Glocken würden nur noch dann mit ein paar unregelmässigen Schlägen die öde, menschenleere Trostlosigkeit durchwimmern, wenn die Winde gegen sie anbrausten und sie in Bewegung brächten.

Deutlicher und wichtiger als die geübteste Feder hat unser Jahrhundert selbst die Geschichte vom gebrochenen Gesetz der Güte geschrieben. Mutter Erde ist ihrer Aufgabe treu geblieben. Nicht aber der Mensch. Er hat das Brot genommen, das sein Acker ihm gab. Den Geist jedoch, mit dem ihm dieses Brot gegeben wurde, liess er liegen. Keine Macht, kein Tod und kein Teufel konnte ihn überzeugen — und scheint ihn auch heute noch nicht überzeugen zu können — dass es gerade dieser Geist ist, der allein des Menschen Städte beschützen kann vor des Menschen eigener Wut.

Heute schauen die Wolken vom hohen Himmel herab auf zerfallene, verrauchte, öde Ruinenfelder, deren Fensterhölen vor kurzem noch in hellen Lichtern strahlten und des Menschen Zeugnis waren seiner Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts.

Oder sollten diese Ruinen das wirkliche Zeugnis unserer Kultur sein?

Im Geschichtsbuch der Menschheit lesen wir von vielen Kulturen, die einmal waren und vergingen. Kriege und Siege waren nie die letzten Ursachen, dass Kulturen zerfielen und neue Kulturen sich durchsetzten. Ideen waren immer und überall die Kräfte, die ins Unglück trieben oder Aufstieg brachten. Könige, Staatsmänner und Feldherren, deren Namen unsere Geschichtsbücher füllen, haben zum grössten Teil sehr wenig zu der Weltanschauung beigetragen, für die sie kämpften und siegten oder fielen. Die Denker waren es, die Künstler, die Philosophen und die grossen Religionsstifter, die das geistige Antlitz der Welt formten, hier das Antlitz eines auf gesunder Moral gebauten Friedens, dort die Fratze erschreckender Kriege, die erst Jahrhunderte nach dem Tode ihrer wahren Schöpfer reif zum Ausbruch wurden.

Ideen sind es auch heute noch allein, was uns retten kann. Dass unsere abendländische "weisse" Kultur auf schlüpfrigen Abwegen sich befindet, kann heute nur noch von Leuten bestritten werden, deren geistiges Auge nicht mehr sieht. Die "weisse" Kultur, wie sie sich heute der Welt zeigt, ist nicht mehr die einzige und höchste Kultur. Technisch und militärisch stehen wir wohl hoch über den Kulturen der Farbigen. Kultur kann aber nie und nimmer nur nach technischen und militärischen Leistungen gemessen werden. Das Element der Moral ist ausschlaggebend.

Unsere Moral ist gezeichnet von einem Materialismus, der sich aus dem Lebenskreis des modernen, genuss- und habsüchtigen Einzelmenschen hinauf zieht bis in die hohe Politik der Machtssphären, des Kolonialismus und der Weltwirtschaft. Auf beiden Gebieten, sowohl im Leben des Einzelmenschen als auch im Leben der Völker wirkt sich dieser Materialismus nach einem uralten Philosophenausspruch aus: Wo ein Stein liegt, da kann zur selben Zeit kein anderer Stein liegen. Wir haben diesem Grundsatz den schönen Namen "Interessenpolitik" gegeben und meinen damit: Wo ich stehen will, darfst du nicht sein. Drum muss ich dich fortstossen.

* * *

Keime im Februarboden. Wenn der Winter sich einmal bis in den Februar gelaufen hat, dann beginnt er immer mehr an Schrecken zu verlieren. Dann beginnt das grosse Hoffen auf die Keime des Lebens, die zum Teil schon nach kurzen Wochen ausbrechen werden. Es hat sich noch niemand in seiner Hoffnung auf den Frühling getäuscht. Kein Winter konnte bis jetzt verhüten, dass die Erde zu einer bestimmten Zeit das Gebiet unserer Lande immer stärker der Sonne zuzuwenden beginnt. Je mehr unser Erdteil zur Sonne sich wendet, um so glühender wird er bestrahlt vom Lichte dieser Sonne. Und mit der Sonne kommt das Leben mit neuem Brot, mit neuer Lust, mit neuen Blumen und mit neuen Erfüllungen winteralter Erwartungen.

Im Brautsegen, den die katholische Kirche jungen Leuten am Hochzeitstage gibt, lesen wir, dass dieser Segen Gottes ein Paradieserbstück sei, den weder der Fluch der Erbschuld noch die Sündflut vernichten konnte.

Wir haben noch mehr solcher Paradieserbstücke in uns, die wohl verschüttet, die aber von keiner Menschenmacht, selbst nicht von der allergrässlichsten aller Menschenmächte, der Sünde, vernichtet werden konnten. Es sind das die tief in unserer Natur verwurzelten Keime des Wahren, des Guten und des Schönen, die mit uns seit der ersten Sekunde des Menschheitsmorgens verwachsene Aehnlichkeit mit Ihm, der uns nach Seinem Ebenbild erschaffen.

Wie die Keime des Lebens im Februarboden, so liegen diese Mächte des Wahren, des Guten und des Edlen in uns, der Zeit entgegenharrend, da der Mensch sie zuwenden wird der einzigen Sonne, die sie beleben kann: Dem Gnadengeheimnis Christi.

Eine derartige Behauptung klingt vielen Oh-

ren, die nur noch politisch hören können, zu religiös. Und doch werden auch die allerpolitischsten Ohren und der allerpolitischste Mund nicht beweisen können, dass jemals eine bessere Lösung der jammervollen Menschheitsfrage gefunden wurde als jene, die Christus uns gebracht mit Seiner Lehre von Brüderlichkeit, mit Seiner Lehre von Gerechtigkeit, von Selbstzucht und von Opfer.

So müssen wir heute das System Christi umschreiben, um uns verständlich zu machen. In Wirklichkeit ist der Geist der Kultur Christi weit mehr als nur eine Lehre über Brüderlichkeit, über Frieden, Liebe und wie die Tugenden alle heissen, die wir zu unserem irdischen Wohlsein brauchen. Der Geist der Kultur Christi ist ein Durchglühen des Menschlichen vom Göttlichen, unter dessen Strahlen all die Urkräfte des Menschgeistes aufbrechen, die der Schöpfer uns eingehaucht und die uns nach dem Worte Gottes ähnlich dem Allerhöchsten machen. Ein göttliches Durchglühen, das den Menschen hinstellt an die ewigen Quellen des Wahren, des Guten und des Schönen.

Jahrtausendalt ist das Suchen der Menschen nach diesen Quellen. Alles Sinnen und Denken der grossen Geister, die unter uns gelebt, alles Ringen und Kämpfen der Völker, das über unsere Erde sich gewälzt, war und ist nichts weiter als ein Ausblick und ein Ausbrechen des unruhig gewordenen Verlangens des Menschen nach diesen Quellen. Die grossen, tragischen Irrwege, die des Menschen Geist und Kämpfen im Laufe der Jahrtausende gelaufen, ist kein Beweis gegen diesen Satz. Alles das beweist uns nur um so erschütternder die tief in uns und in unsere Geschichte hineingreifende Bedeutung jenes Fluches, der seit dem Tage der Erbschuld auf uns lastet.

Ueber uns aber steht der Segen der Erlösung, der genau so geheimnisvoll mächtig in uns wirken, der genau so und noch viel stärker eine Geschichte nach oben bauen könnte, wie sie die Folgen der Erbsünde nach unten bauen—ohne dass der von der Erlösung nichts wissen wollende Mensch etwas daran zu ändern imstande ist.

Spricht man nach solchen Leitlinien von der Geschichte der Menschen, von der vergangenen und von der gegenwärtigen, dann trifft man auf ebenso viel erstaunte oder ungläubig lächelnde Augen wie der Geographielehrer sie auf sich gerichtet finden würde, wenn er den Schülern zu erklären begänne, dass alle Menschen ohne Ausnahme Inselbewohner sind, da doch fast nur ein Viertel unserer Erdoberfläche festes Land ist, während fast drei dieser Viertel den freien Wellen der Meere gehören.

Es gibt eben Dinge, an die man nicht denkt und die man nur deswegen für unmöglich hält, weil man nicht an sie denkt.

In seinem Buch "Der Pfarrherr von Ozeron" lässt Francis Jammes den Pfarrer sagen: "Die Welt mag über eine solche Lehre lachen oder sich an ihr ärgern. Aber die, die von der Gnade leben, dürfen nicht vernünftig tun wie die Heiden, sie müssen übernatürlich sein."

Keime schlafen im Februarboden. Ihr Schlaf ist sorglos, denn sie wissen: Wenn die Sonne kommt, dann werden sie leben und blühen und Früchte tragen.

Und so werden auch wir wieder leben und unserer Hände und unserer Geister Werk wird die Erde mit Segen erfüllen, wenn in uns wieder schlagen wird der Puls des Lebens von oben.

Der Schriftleiter.

"Der Glaube an die Macht und der Unglaube on die Idee ist das Kennzeichen unseres Jahrhunderts. Heute wissen wir, dass die letzte Lebens- und Schaffenskraft eines Volkes aus seiner lebendigen Verbundenheit mit dem Ewigen stammt. Dass Gott der letzte Urquell unseres Daseins ist, dass die Religion die Seele aller Kultur ist, dass Gottlosigkeit soviel wie Verfall und Untergang ist."

"Wer edel, uneigennützig, grossmütig denkt, ist überall frei. Wer niederträchtig, eigennützig, kriechend denkt, ist überall Sklave."

"Des Menschen Unglück ist nicht das Schwere, das ihm widerfährt, sondern die Art, wie er es trägt."

Von der Herde getrennt

Erzählung von Henriette Brey

Ein strahlender Sonntagshimmel blaute herab. Am Wegrain glühte der rote Mohn, kletterten die wilden Rosen empor. Im Kornfeld schlug eine Wachtel, und die Luft war voll von einem köstlichen Duften und Reisen.

Durch die blühenden Felder schritten in eifrigem Gespräch zwei Männer. Sie kamen vom Dorfwirtshaus. Karl Freysold hatte dort zufällig seinen früheren Schulkameraden Robert Welter getroffen — Robert Welter, der schon in jungen Jahren in die Fremde gegangen, und von dem die Leute sagen, dass er draussen in der Welt sein Glück gemacht habe. Er sei in einem braunschweigischen grossen Werke Obermeister oder so was ähnliches, habe eine reiche Frau und ein grosses Haus. — Und die Leute hatten recht.

Robert Welter, ein stattlicher, breitschultriger Mann in städtischer Kleidung, blickte tiefaufatmend in all die Sommerherrlichkeit, und in seine herrischen, scharfgeschnittenen Züge kam eine seltsame Weichheit. “Weiss der Kuckuck,” sagte er, “es ist doch eine eigene Sache in dem Heimatzauber! Ich konnte wirklich der Versuchung nicht widerstehen, mal schnell einen Blick in die alte Heimat zu tun, da ich doch gerade in der Nähe für die Firma zu tun hatte. Meine Leute sind zwar alle tot, aber Du weisst ja, Karl: wo der Hase geboren ist, dahin zieht's ihn doch immer.”

“Ja, ja, soll wohl sein,” nickte bedächtig Karl Freysold und strich über sein hageres Gesicht, aber er hatte kaum hingehört. Sein Kopf wirbelte noch von allem Vernommenen — und von dem Vorschlag, den sein Jugendgefährte ihm grossmütig gemacht, als er von seiner bedrängten Lage gehört. So ein Glück, dass er den Robert Welter getroffen! Nun hatte doch die ewige Plackerei ein Ende, nun hörte die bange Not mal auf! Eine feine Stelle wollte der alte Schulfreund ihm besorgen in dem weltbekannten Eisenwerke, bei dem er selbst Obermeister war!

Es schwindelte dem armen Karl, der sich und seine Familie so kümmerlich durchbrachte, als er von den riesigen Arbeitslöhnen vernahm.

“Natürlich musst Du von unten anfangen,” erklärte Welter, “aber ich habe Einfluss und werde schon sorgen, dass Du bald Vorarbeiter wirst. Und wenn Du nur ein bisschen anstellig bist, kann's nicht fehlen, dass Du steigst. Kannst es noch weit bringen, und die Kinder können was Tüchtiges lernen.”

Mit beiden Händen hatte Karl Freysold zugegriffen. Was hielt ihn denn noch hier, wo er kaum das Salz in der Suppe verdiente und mit Sorge das Häuflein Kinder sich mehren sah? Einfach die paar Brocken verkauft und dem Glücke nachgezogen!

Nur ein Haken war dabei. “ 's sind m e i s t e n s Protestanten dort,” hatte der stattliche Freund so nebenbei eingeworfen. “Na, da ist nichts dran zu machen. Etwas fehlt halt überall. Sind ja auch brave Menschen und haben denselben Herrgott! Wenn man nur sonst rechtschaffen ist und seine Pflicht tut — das Kirchenlaufen macht's auch nicht!”

Karl Freysold erschrak. “Ja, aber — nein, dann ist's gefehlt! Mit der Religion muss es seine Richtigkeit haben, sonst tut mir auch mein Weib nicht mit. Die Kinder sollen ...”

“Ach was,” sagte Welter spöttisch auf, “sei doch nicht so engherzig! So gefährlich ist das nicht. Sind doch keine Heiden! Es wohnen ja auch noch mehr

Katholiken da; was die können, kannst Du auch. Man muss heutzutage schon manches in Kauf nehmen, mein Lieber, wenn man vorankommen will. Ist nur halb so schlimm! Sonntags könnt Ihr in die nächste Stadt fahren, da ist katholischer Gottesdienst — mehr verlangt ja unser Herrgott nicht. Uebrigens, — wie Du willst, man kann keinen zu seinem Glücke zwingen! Ich hab's Dir aus besonderem Wohlwollen angetragen, weil Du mein Landsmann bist; aber wenn Du lieber hier verelenden willst." Er zuckte die Achseln.

"Nein, nein, Du hast recht," fiel der andere hastig ein. "Wenn noch mehr Katholiken da sind, ist's ja auch eine andere Sache. Und es muss ja nicht für lebenslang sein. Wenn wir so in zehn, fünfzehn Jahren uns tüchtig was zusammengespart und die Kinder gross haben, können wir ja wieder in die Heimat zurück.— Hm, sag', Robert, willst Du wirklich nicht mitkommen zu meiner Frau? Du kannst ihr das alles besser auseinandersetzen."

Welter zog die Uhr. "Unmöglich! Ich muss sehen, dass ich den Zug noch kriege; morgen früh heisst's wieder auf dem Posten sein. — Na, also es bleibt bei unserer Abmachung, einverstanden? In vierzehn Tagen gibst Du mir endgültigen Bescheid, ich sorge dann für alles."

Die beiden Männer drückten sich herzlich die Hand und schieden.

Gedankenvoll ging Freysold seinem armseligen Heim zu. Die Marianne, seine Frau, würde Augen machen! Ob ihrs wohl recht war? Ja, gewiss, die machte ihm keine Schwierigkeiten. Die brachte jedes Opfer.

Freilich — hm! — das mit der Religion sagte er ihr besser nicht so geradeheraus. Die Marianne war fromm, liess nichts auf ihren Glauben kommen! Na, er doch auch nicht, zum Kuckuck! ... Aber man musste an die Kinder denken!

Ja, richtig — wo mochten die Kinder zur Schule gehen? Nun, wo die anderen Katholiken ihre Kinder auch hinschickten! Da musste man sich halt zusammentun. Und der Robert Welter war ja auch katholisch; der war einflussreich, der konnte viel tun. —

Ja, Obermeister Welter war freilich katholisch getauft, aber er lebte in gemischter Ehe, war protestantisch getraut und schickte seine Kinder in den protestantischen Konfirmationsunterricht — des Fortkommens wegen!

Doch davon ahnte Karl Freysold nichts. Sinnend schritt er weiter, um den Seinen die Kunde des grossen Glückes zu bringen.

* * *

Nun war die Familie Freysold schon etliche Tage in Birrfeld im Braunschweiger Lande. Und das anfängliche Heimweh war rasch untergegangen in der grossen Freude an dem neuen schönen Heim. Das Eisenwerk hatte für seine Leute mehrere Kolonien von hübschen Einfamilienhäusern gebaut. Allerliebst sahen die Häuschen aus, mit Glyzinen oder Kletterrosen berankt, einige von Efeu oder wildem Wein umsponnen. Ein Vorgärtchen hatten sie alle und dahinter einen kleinen Nutzgarten. Und innen alles aufs zierlichste und bequemste eingerichtet.

Voller Freude liefen die Kinder von einem Raum in den andern. Und auch Frau Marianne war entzückt von dem hübschen Heim, das man sich allmählich als eigen erwerben konnte.

Freysold hatte einträgliche und nicht zu schwere Arbeit gefunden. Der Obermeister, der auch die nette Wohnung besorgt hatte, stellte ihn selbst ein und empfahl ihm einem tüchtigen Meister zum Anlernen. Es dünkte Karl Freysold zwar, als sei der Landsmann in Gegenwart anderer nicht mehr so freundlich zu ihm. Doch das mochte wohl Einbildung sein. Ueberhaupt brachte das seine Stellung mit sich.

Die ersten Tage gingen hin mit Auspacken und Einrichten. Dann sagte die Mutter Freitags beim Abendessen: "Morgen nachmittag will ich aber zur Kirche beichten gehen und am Sonntag die heilige Kommunion empfangen. Du gehst doch auch? Wir wollen mit Gott das neue Leben anfangen."

Der Mann wurde blass. Nun kam die Auseinandersetzung, an die er schon all die Tage mit Unbehagen gedacht hatte. Denn, ach, die Sache war viel schlimmer, als er sich vorgestellt! Die "nächste Stadt", zu der sie zum Sonntagsgottesdienste fahren mussten, lag — zwei Bahnstunden weit, soviel hatte er schon erfahren. Auch dass Robert Welter seit Jahren nicht mehr

Licht im Dunkel des Jahrhunderts

"Deine Lehre ist wie eine Feste auf uneinnehmbaren Bergen,
Du bist wie eine beständige Flamme über wirbelnder Asche,
Du bist wie ein Turm inmitten reissender Wasser.
Drum schweigst Du so tief, wenn die Tage lärmen; denn am Abend fallen sie dennoch an Dein Erbarmen.
Wo heute ein Garten blüht, da ist morgen eine Wildnis, und wo früh ein Volk wohnt, da haust bei Nacht das Verderben —
Du bist das einzige Zeichen des Ewigen über dieser Erde:
Alles, was Du nicht verwandelst, überwandelt der Tod."

Gertrud v. Le Fort.

zur Kirche ging, also keine Stütze war, wusste er schon. Und dass allerdings "noch mehr Katholiken" hier wohnten, wie Welter sagte, aber es waren bloss zwei bis drei Familien, dazu noch weit entfernt. Die Kinder musste er in die protestantische Schule schicken, so hatte ihn Welter belehrt. Von den Religionsstunden waren sie natürlich befreit — da müssten die Eltern eben selbst zusehen. Konnten ihnen zu Hause ja beibringen, was sie selbst wussten. Nun, und zur ersten heiligen Kommunion kamen sie sechs Wochen vorher in eine Kommunikantenanstalt, wie sie der Bonifaziusverein an verschiedenen Stellen unterhielt. Da würde denn gründlich Unterricht und Vorbereitung nachgeholt und die Kinder fürs Leben ausgerüstet.

Das alles war sehr niederdrückend. Und hätte er noch einmal zu wählen ... Doch nun war's zu spät! Nun hiess es sein Leben zimmern, so gut es ging! Karl Freysold hatte schon alles in Ordnung gebracht, hatte die zehnjährige Eva und den neunjährigen Fritz angemeldet — und Montag mussten sie zur Schule.

Nun aber kam die peinliche Stunde für ihn. Er hiess die Kinder zu Bett gehen, und als er dann mit seinem Weibe allein sass, rückte er langsam und stockend mit der Wahrheit heraus.

Frau Marianne war wie vom Donner gerührt. Sie sah aus wie ein Leintuch so bleich. Dann aber brach ihr Schmerz los.

"Mann, Mann," jammerte sie, "wie hast Du das tun können! Keine Kirche hier — kein Heiland — — o Gott, o Gott, wie sollen wir das ertragen! Hätte ich das geahnt, nie wär's dazu gekommen! Lieber arm und in Frieden mit Gott, als alle Schätze der Welt! ... Ach, Karl, warum hast Du mir nicht vorher alles gesagt?"

Der Mann liess den Kopf hängen und atmete gequält. Und dann kam es stossweise, von ihrem Weinen unterbrochen: dass er das ja so nicht gewusst, — sich alles viel leichter vorgestellt — dass er selbst bitter enttäuscht sei ... Aber in Gottes Namen — es sei doch nun nichts mehr daran zu machen. Alles Gejammer helfe nichts. "Wir sind nun einmal hier und müssen uns damit abfinden. Andere müssen's auch. Wir wollen gut auf die Kinder aufpassen, dass sie katholischen Geist behalten. Und Sonntags ..."

"Ach Du lieber Herrgott! Jeden Sonntag zwei Stunden lang mit der Eisenbahn zur Kirche fahren!" klagte sie von neuem. "Wie soll das im Winter gehen! Und wie kostspielig das ist, all diese Bahnfahrten mit soviel Personen! Und wenn eins krank wird ... ach Gott, versprengte Schafe ohne Hirten, von der Herde getrennt! Dass ich so was erleben muss! Und alles ums leidige Geld! Denkst Du denn nicht an die Seele der Kinder?"

In dieser Nacht schliefen in Birrfeld zwei Menschen nicht. Der erste Reif war auf ihr frohes Glück gefallen.

* * *

Und in der Folge fielen noch manch bittere Tropfen in ihren Becher. Die Kinder kamen aus der Schule. "Mutter, sie haben gesagt, wir seien schwarze Römlinge. Was ist das Mutter?"

"Mutter, der Brunshoff Hans sagt, wir trieben Abgötterei und beteten Maria an. Das ist doch gar nicht wahr!"

"Sag', Vater, als die Bibelstunde anfing und wir hinausgingen, hat einer gesagt, so'n frecher Junge von den Grossen: "Jetzt gehen sie ihre Litaneien plärren!" Und der Lehrer hat ihm gar nicht gesagt, hat sogar ein bisschen gelacht!"

"Mutter, sind denn die allemal im Irrtum?" fragte Eva altklug mit nachdenklichem Gesicht. "Wir sind doch bloss zwei, und die mehr als hundert! Und dann denk' mal, all die grossen Leute, wo doch auch soviel kluge dabei sind. Sag', glauben die alles was Verkehrtes? Unser Fräulein spricht aber so schön vom Herrn Jesus — die hat ihn doch lieb, das merkt man."

So kam in die Kinderherzen Unsicherheit und Zweifel, und die Mutter fühlte mit innerer Sorge: das ständige Atmen in protestantischem Bannkreise blieb nicht ohne Einfluss auf ihre weichen Seelen.

Was sollten die Eltern tun? So gut sie es vermochten, nahmen sie mit ihnen den Katechismus durch. Aber sie fühlten: die Autorität der Eltern und die der Lehrer kämpften gegeneinander in den jungen, steuerlosen, empfänglichen Seelen. Wer würde Sieger bleiben?

Des Sonntags fuhren nun abwechselnd Vater oder Mutter mit den zwei grösseren Kindern zur Stadt, um die heilige Messe zu hören, denn einer musste bei den Kleinen zu Hause bleiben. Nur zwei katholische Frauen schlossen sich ihnen an, zuweilen mit ihren Kindern; die Männer waren schon lau geworden.

Das waren — ach so seltene — Feierstunden für die verschmachteten Seelen! Da konnten sie Trost und Stärke holen, da ihren Mut, ihren Glauben aufrichten.

Aber diese Stunden waren doch teuer erkauft. Es war nicht immer leicht, die anstrengende Bahnfahrt zu machen, in der kleinen, vollgedrängten Kirche stundenlang auszuharren und dann übermüdet die lange Fahrt zurück, oft in Gluthitze und Staub, später in Sturm und Regen. Es wurde Nachmittag, ehe sie todmüde und erschöpft heimkamen.

Und als der Winter herannahte mit kaltem Nordost und Novemberstürmen, da brachte ein-

mal die etwas zarte Eva in dem nasskalten Wetter von der Sonntagsfahrt eine böse Erkältung heim, die sie wochenlang mit Fieber zu Bett hielt. Ach, mit dem Erstkommunionunterricht zum Frühling war's nun für dieses Jahr nichts! Und Eva hatte sich so sehr auf die sechs Wochen Vorbereitung in der Kommunikantenanstalt, auf den glücklichen Tag gefreut, die Eltern soviel Hoffnung darauf gesetzt! Aber der Arzt verbot die Fahrten bis zum nächsten Sommer, brummte etwas von Ueberspanntheit und Bigotterie und sagte mit einem Seitenblick auf Frau Freysold: "Für Sie ist's der reine Selbstmord! Wenn Ihre Kirche das verantworten kann!"

Nein, Frau Marianne war schon mehrere Wochen nicht mehr zur Kirche gewesen. Schweren Herzens hatte sie darauf verzichten müssen; es fiel ihr zu mühsam. —

Und bald darauf, mitten im Winter, wurde in dem efeuumsponnenen Häuschen ein kleines Mädchen geboren.

Die Kinder jubelten über das kleine Schwesterchen, aber das kleine Wesen atmete nur schwach, und die Mutter lag todkrank.

"Sorg', dass es getauft wird, Karl — bald — übermorgen — morgen schon —" flüsterte die Kranke.

"Ja, ja, Marianne, sei nur ruhig, werd' nur gesund!" versprach der in Freude und Schmerz.

"Ach, das eilt nicht so," meinte die "weise Frau". " 's ist ja ein zartes Dingelchen, ein feines Prinzesschen, aber doch ganz gesund. In vier bis sechs Wochen feiern wir fröhliche Kindtaufe, wie's hier überall der Brauch ist."

"Nein, nein — bald fahren!" drängte die Mutter. Und der Vater schrieb sofort an den katholischen Pfarrer in der Stadt.

Aber ach, im gelobten Braunschweiger Land ist das so einfach nicht. Es musste zuvor die Erlaubnis des protestantischen Predigers eingeholt werden, ehe der katholische Priester ein Kind katholischer Eltern taufen durfte. Und zudem durfte es nur Sonntags geschehen.

Also lautete die Antwort des Pfarrers. Er bat deshalb, Sonntags zu kommen und zum mindesten einen katholischen Paten mitzubringen.

Die Mutter weinte und sah mit Sorge auf das Kindchen, das so schwach atmete und so kläglich schrie. "Ob wir ihm die Nottaufe geben Karl? Heute ist erst Mittwoch. Mir ist so angst."

Aber dann schlief es wieder ganz fest und ruhig und schien gesund.

Noch zwei Tage bis Sonntag! Da befiel die Frau eine Unruhe. "Mann, fahr' heute nachmittag noch hin!" hauchte sie, als Karl zur Mittagspause kam. "Es hat vorhin die Aeuglein verdreht — man kann's doch nicht wissen, wenn auch Frau Borgs sagt, es ist gesund. Fahr' um Gotteswillen!"

"Aber Frau ..."

"Nein, nein, Du musst fahren! Gesetz hin, Gesetz her — in der Not muss der Geistliche auch ohne Erlaubnis taufen. Ich hab' keine Ruh', bis es getauft ist!"

Also machte sich Karl Freysold auf den Weg. Eine der beiden Frauen, die mit ihnen Sonntags zur Kirche fuhren, und die sie schon früher als Patin gebeten hatten, trug das Kleine, warm eingehüllt.

Der Zug brauste durch die Landschaft. Das Kind schlief ruhig. Aber — als die besorgte Frau zwischen der zweiten und dritten Station einmal nachsah, war es ganz blau im Gesicht und verdrehte die Augen, während die Fäustchen sich einwärts krampften und ein Zucken durch das Körperchen lief.

"Um Gottes willen ... es liegt in Krämpfen!" erschrak die Frau.

"Herrgott — die Nottaufe ... Wasser! Wasser!" ächzte der unglückliche Vater. Aber wo sollte man im Zuge Wasser bekommen? Nach einigen Augenblikken streckte sich der kleine Körper und lag regungslos — tot!

An der nächsten Haltestelle stiegen die beiden aus, warteten auf den folgenden Zug, fuhren zurück und brachten der armen Mutter ein totes, ungetauftes Kindchen ...

* * *

Nur langsam erholte sich Frau Freysold von dem harten Schlage, und sie blieb fernerhin

schwach und kränklich. Die Trostworte des katholischen Pfarrers, der, von ihrem Manne benachrichtigt, einige Tage später zu ihnen fuhr, um die kleine Leiche einzusegnen — zu Grabe geleiten durfte er sie nicht — diese Trostworte konnten sie nicht aufrichten. Der Kummer drückte sie nieder, und trostlos sah sie in die Zukunft.

Seufzend fuhr der Priester heim. Ach, es war immer dieselbe Geschichte, dasselbe Elend, sann er auf der langen Fahrt.

Und er konnte so wenig helfen! Einundzwanzig Dörfer, Städtchen und Filialen hatte er zu versorgen. Fast Tag und Nacht war er unterwegs, arbeitete sich halbtot. Allzuweit waren die Entfernungen. Er war auch nur ein Mensch, er konnte nicht mehr, als seine letzten Kräfte hergeben. Und doch, trotz aller Mühe entglitt ihm so vieles unter den Fingern!

Und um die Kinder, die Zukunft, sah es trübe aus. Sie atmeten in religiös gleichgültiger oder feindlicher Atmosphäre. Sie kannten kein blutvolles, freudiges, heisspulsierendes katholisches Leben. Sie stillten ihren Hunger mit den Brosamen, sie lebten nicht mit dem Kirchenjahre. Sie wuchsen im Schatten auf, nicht unter der eucharistischen Sonne — was Wunder, wenn sie in religiöser Hinsicht Schattenpflanzen blieben.

Die sechs Wochen in der Kommunikantenanstalt, so notwendig und segensreich sie waren, konnten auch nicht alles retten.

Ja — fern von der Herde, das war wohl grosse Not! Was ahnten die Glücklichen, die in echtkatholischen Gegenden sassen, wo überall das Kreuz am Wege grüsste und alle Tage die Glokkenstimmen zum Opfer riefen; denen Tag um Tag der Tisch des Heils gedeckt war; denen das ewige Licht mit mildem Schein leuchtete — was wussten diese von der seelischen Not und Verlassenheit der armen Diaspora!

"O Herr," betete der Priester im stillen, "wecke opferwillige Herzen für Dein brachliegendes Feld! Mehr Priester, mehr Kirchen, seien's auch arme Notkirchlein, mehr Schulen, mehr Seelsorgestellen!

* * *

Die Tage reihten sich zu Wochen, zu Monaten aneinander, wuchsen zu Jahren.

Anfangs hatten die Freysolds daran gedacht, wieder in die Heimat zu kehren. Aber da fanden sie die Wege verbaut, die Brücken hinter sich abgebrochen. Sie hatten daheim alles verkauft und hier auf das Häuschen eine hübsche Anzahlung gemacht, waren vertraglich gebunden!

Uebrigens, an sich liess es sich hier ja sehr gut leben, wäre nur nicht die religiöse Not und Vereinsamung gewesen. Auch stieg der Lohn des Mannes schon bald, dank Welters Einfluss, und der Wohlstand der Familie hob sich bedeutend.

Also später mal — später! Jetzt hiess es sich fügen.

Nach zwei Jahren kam Eva in die Kommunikantenanstalt und feierte dort nach weihevollen, herrlichen Wochen ihre erste, heilige Kommunion.

Sie war gross und verständig für ihre 13 Jahre, hatte sich eifrig vorbereitet und kniete nun, fromm wie ein Engel anzusehen, zwischen den anderen Kindern.

Es war eine rührende, tiefergreifende Feier. Und als das Taufgelübde erneuert wurde und es so ernst und fest von jungen Lippen klang: "Wir glau-

Das Zwiegespräch mit dem Gekreuzigten

SEELE: "Wunden hast Du, Geliebter,
Und sie schmerzen Dich —
Hätte doch ich sie für Dich!
Wer hat Dich also geschlagen,
Süssester Jesus, mein Leben?"

CHRISTUS: "Lass diese Wunden dir sagen,
Was ich erlitten, gegeben,
Bis ich dich, Seele, gefunden!
Tödlich sind all meine Wunden;
Liebe nur hat sie geschlagen."

SEELE: "Herr, wie Deine Wunden so glühen!
Musst Du zum Tod bald erkalten —
Hätte doch ich sie erhalten!"

CHRISTUS: "Wenn sie zum Mitleid dich ziehen,
Nenne sie Wunden des Lebens:
Keine ist drunter vergebens,
Die dir nicht Leben verliehen!"

SEELE: "Herr, wenn ich sehe die Wunden,
Die Dich so purpurrot färben,
Möchte vor Leid ich verderben!"

CHRISTUS: "Wäre erfüllt mein Begehren,
Müssten die Schmerzen sich mehren:
Der hat nicht Liebe empfunden,
Der nicht vor Liebe will sterben."

ben! — Wir glauben! — Wir widersagen!" und als mit Inbrunst das Lied erscholl: "... Jesu, Jesu! Dir schwören wir aufs neue der Treue heil'gen Eid für Zeit und Ewigkeit!" da senkte sich wohl manche Stirn bei den Erwachsenen.

Und manche Mutter fragte sich bange: "Was wird aus meinem Kinde werden? Wird es seinen Schatz unversehrt bewahren? Für Gemüt und Seele weht in dieser Umgebung eine gar kalte Luft, da verdorren so manche Blüten."

Erst am Abend, nach einer feierlichen Segens- und Dankandacht, fuhr die glückliche kleine Familie heim. Ihr schlossen sich die zwei katholischen Familien an, die beide ihr jüngstes Kind dabei hatten. Heute hatten auch die Männer sich aufgerafft, "das gehörte sich so bei einem Familienfeste". Sie waren auch ernst und nachdenklich gestimmt, Kindheitserinnerungen tauchten auf und schauten sie mit vorwurfsvollen Augen an, aber — je näher es nach Hause zu ging, desto mehr verflüchtigte sich der feierlichernste Anhauch. Sie plauderten schon von einer fröhlichen Feier im Familienkreise, und Gerhard Buchman teilte stolz mit, dass seine älteste Tochter sich nächsten Sonntag verloben werde.

"Wir haben das Mädel tüchtig was lernen lassen," erzählte er wohlgefällig. "Na, sie macht denn auch eine gute Partie, kriegt den Oswald Lortzen."

"Den Techniker?" rief Freysold befremdet. "Aber, Buchmann, der junge Lortzen ist doch, soviel ich weiss, Protestant!"

"Na ja," gab der etwas verlegen zurück, "uns wär's ja auch lieber anders gewesen, gelt, Frau? Aber wo soll sie hier einen katholischen Mann kriegen? Ist ja ausgeschlossen! Und heiraten wollen und müssen die Mädels doch mal."

ZUR FASTENZEIT

(Aus der "Nachfolge Christ".)

Jesus hat viele Liebhaber Seines himmlischen Reiches, aber wenig Träger Seines himmlischen Kreuzes. Er hat viele, die nach Trost, aber wenig, die nach Trübsal verlangen. Er findet mehrere, die an Seinem Tisch, aber wenige, die an Seiner Enthaltsamkeit teilnehmen wollen. Alle wünschen, mit Ihm sich zu freuen, wenige wollen für Ihn etwas leiden. Viele folgen Jesus bis zum Brotbrechen, aber wenige bis zum Trinken des Leidenkelches. Viele verehren Seine Wunder, wenige folgen der Schmach Seines Kreuzes. Viele liebn Jesus, so lange ihnen keine Widerwärtigkeiten zustossen. Viele loben und preisen Ihn, so lange sie einige Tröstungen von Ihm empfangen. Wenn aber Jesus sich verbirgt und sie ein wenig verlässt, dann verfallen sie entweder in Klagen, oder in eine allzugrosse Niedergeschlagenheit.

Welche aber Jesus wegen Seiner selbst und nicht wegen irgend eines Trostes lieben, die preisen Ihn in jeder Trübsal und Angst des Herzens ebenso, wie im höchsten Troste. Und wenn Er ihnen niemals Trost erweisen wollte, dann würden sie Ihn dennoch immer loben und Ihm immer Dank sagen wollen.

"Sie wollen also wirklich Ihrer Tochter eine gemischte Ehe erlauben, Frau Buchmann?" fragte Marianne Freysold erschrocken.

Die Frau nickte bekümmert. "Was bleibt uns anders übrig? Es ist schon so, wie mein Mann sagt: einen katholischen Mann findet sie nicht. Und die Luise lässt nun einmal nicht von ihm und er nicht von ihr. Was sollen wir da machen? Ihrer Eva wird's einmal nicht anders gehen, wenn sie in die Jahre kommt."

"Nie—nie!" rief Frau Marianne aufgeregt. "Eher wollte ich, dass ..." Tränen erstickten ihre Stimme.

"Nun, nun!" begütigte ihr Mann, "ich glaube, unser Herrgott hat da schon ein Einsehen, Frau. Es ist doch eine Zwangslage. Und wenn zudem die Trauung katholisch ist und die katholische Kindererziehung gewährleistet ..."

"So?" unterbrach ihn die zweite Frau neugierig. "Katholische Trauung? Ich hab' doch gehört, die Lortzens gäben das nicht zu?"

Buchmann seufzte. "Ja, da muss man sich halt ducken. Die Familie hält eben auf sich und kann das bei ihrer Stellung auch nicht anders. Wenn man sich da sperren wollte, ginge am Ende die Partie in die Brüche. Der Pfarrer hat gut reden! Man hat doch gern sein Kind gut versorgt!"

Gedrückt schwieg das Ehepaar Freysold — die Festesfreude war getrübt.

Zu Hausce fanden sie einen schriftlichen Glückwunsch von Obermeister Welter und Frau vor mit einem Blumenstrausse.

Robert Welter mochte sich wohl gescheut haben, gerade heute in ihr Haus zu kommen— er, der achtlos und um irdischen Vorteils willen die Perle aus der Hand gleiten liess! Das glückverklärte Gesicht des Kommunionkindes war ihm wohl kein willkommener Anblick.

Ueberhaupt war der persönliche Verkehr zwischen den beiden Familien nicht sehr rege, nicht so, wie Karl Freysold es gedacht hatte. Zwar Robert Welter bewahrte dem Landsmann und Jugendgefährten dauernd ein aufrichtiges Wohlwollen, förderte ihn nach Kräften und war herzlich und freundschaftlich, wenn beide allein waren — in Gegenwart anderer beachtete er freilich kühle Zu-

rückhaltung — aber seine Frau hatte ein hochmütiges und kaltes Wesen und verkehrte augenscheinlich nur gezwungen mit den Landsleuten ihres Gatten.

In seiner Arbeitsstätte hatte Freysold bisher nur wenig Anfechtung gehabt. Anfangs waren wohl hämische Bemerkungen und spitze Worte gefallen, die dutzendmal widerlegten albernen Lügen und Märchen wurden aufgewärmt. Karl Freysold war ein ergebener Sohn seiner Kirche, aber er war wenig wortgewandt und auch nicht beschlagen in all diesen Sachen. Hilflos, heissen Zorn im Herzen stand er da und wusste nichts zu entgegnen. Doch da war einmal der Obermeister dazugekommen und hatte einige der jungen Burschen scharf zurechtgewiesen.

"Das hat jeder mit seinem Gewissen und seinem Herrgott abzumachen," sagte er herrisch. "Ich dulde hier keine Anzüglichkeiten auf die Religion. Einer achte die Ueberzeugung des andern!"

Seitdem war es still geworden. Und da Karl Freysold ein geschickter Arbeiter war, fleissig und gefällig und dienstbereit den Kameraden gegenüber, war er bald allgemein beliebt, und kein Wort kränkte ihn mehr.

* * *

Und weiter eilte die Zeit. Die zwei jüngsten Kinder, Gertrud und Martin, gingen nun auch zur Schule. In diesem Jahre sollte Fritz seine erste heilige Kommunion empfangen; doch immer neue Hindernisse traten ein. Erst holte er sich eine Lungenentzündung, und als der Arzt endlich, endlich wenn auch ungern, seine Zustimmung gab, da verrenkte der Unglücksjunge beim Turnen den Fuss und es dauerte wochenlang, bis er ordentlich auftreten konnte. Und da war es für dieses Jahr zu spät.

"Und gerade für Fritz halte ich es so notwendig," weinte die Mutter, "hatte ich soviel gehofft! Er scheint mir so wenig fest. Der Verkehr mit Kurt Welter, dem Gymnasiasten, gefällt mir auch nicht. Neulich brachte er so allerhand Schriften heim und sass mit heissem Kopf darüber. Mann, ich sag' Dir, gib auf den Jungen acht! Noch ist es bloss Neugier, dann kommt der Zweifel ... nein, der Umgang mit Kurt Welter tut nicht gut!"

"Du siehst zu schwarz," beschwichtigte Karl. "Natürlich soll er so was nicht lesen. Aber, mein Gott — so Jungens ... Ich will ihn aber mal zwischennehmen. — Und übrigens, Frau, von Robert Welter ist's doch nett, dass er unsern Fritz so oft in sein Haus nimmt als Kameraden vom Karl. Er mag den Jungen so gern leiden und sagt, er sei so ein anstelliger, geweckter Kopf!"

Die Frau nickte. "Gott gebe, dass er brav und fromm bleibt! Nun, nächstes Jahr ist er um so verständiger; dann mag die Vorbereitung um so tiefer wirken, dann versteht er alles besser. So hat's ja auch sein Gutes. Also wollen wir auf nächstes Jahr hoffen."

Die gute Frau sollte die Erfüllung ihres Wunsches nicht mehr schauen. Seit dem Tode ihres Kindes war sie immer kränklich gewesen; aber sie hielt sich doch noch tapfer auf den Füssen. Doch eines Tages legte sie sich mit Fieber und Schüttelfrost nieder. Es schien nicht gefährlich zu sein. "Nur für ein paar Tage," sagte sie, ich bin so seltsam müde."

Aber plötzlich setzte grosse Herzschwäche ein, und der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht.

"Einen Priester! Einen Priester holt!" schrie da die Kranke angstvoll auf. Und Depeschen flogen hin und her, denn der Pfarrer war zur Nacht in eine entfernte Filiale zu einem Sterbebette gerufen worden und noch nicht zurück. Mit dem frühesten Zuge machte er sich auf den Weg, — aber er kam zu spät ...

Wie zerschmettert stand Karl Freysold an der Leiche seines treuen Weibes, das mit ihm so lange Freud' und Leid getragen und ihm die Fremde zur Heimat gemacht.

Er konnte sich nicht fassen. Wie im Traum hörte er das Jammern der Kinder, die Gebete und Trostworte des Priesters; wie im Traum schritt er

hinter dem Sarge her und hörte die Schollen darauf poltern ...

Mit starrem Blick sass er in seinem Hause. Doch das Leben ging unbekümmert seinen Gang weiter und forderte seine Rechte.

Mitleidige Nachbarn nahmen sich erst des Haushalts und der Kinder an. Aber lange konnte das nicht so fortgehen. Eines Tages fuhr der Witwer in seine Heimat und kam nach einer halben Woche mit einer alten Base zurück, die sich seiner und der verlassenen Kinder erbarmen wollte. So konnte er beruhigt wieder zum Werke gehen, und nach und nach wurde der Schmerz gelinder.

Aber auch — das schlichte, bejahrte Weiblein konnte sich in dem fremden "gottvergessenen" Lande nicht zurechtfinden. So schlimm hatte sie sich das nicht vorgestellt, als sie einer Aufwallung ihres mitleidigen Herzens gefolgt war. Keine Kirche, kein Altar, kein Sakrament, kein Muttergottesbild! Sie war gewohnt, fast alle Tage zum Tische des Herrn zu gehen — nein, sie hielt das Leben hier nicht aus!"

"Aber, Tante Hannchen, denk' doch an die Kinder, tu's doch um der Kinder willen!" bat der ratlose Mann.

"Ach, Karl, die Kinder? Die hören ja doch nicht auf so eine alte Base, höchstens die Kleinen! Das Evchen dünkt sich doch wer weiss wieviel klüger als ich, und der Fritz erst ... Nein, nein, ich bin alt und muss meinen Frieden haben! Ich muss in Ruhe zur Kirche gehen können, und ich willl im katholischen Lande sterben — nicht ohne Priester!"

Trübe sah der Mann vor sich hin.

"Musst halt eine Haushälterin nehmen, Karl," riet sie eifrig. "Die Eva ist noch zu jung, wenn sie auch vierzehn Jahre durch ist und die Schule hinter sich hat; die kann die Kinder nicht versorgen und kochen und alles. Die musst Du bei guten Leuten in einen Dienst tun, dass sie ordentlich alles lernt, was die Mutter sie nun nicht lehren kann. Der Herr Pfarrer weiss vielleicht ein Plätzchen. Geh' Sonntag nach dem Gottesdienst mal hin. Oder soll ich's tun?"

Und der Herr Pfarrer wusste zufällig eine schöne Stelle bei einer katholischen, sehr religiösen Lehrerfamilie, wo Evchen wie ein Kind des Hauses gehalten werden sollte.

Nun drängte die Base, dass er nach einer braven Person für seinen Haushalt Umschau halte, denn der Boden brannte ihr unter den Füssen.

"Oder — am Ende ist es schliesslich am besten, Du heiratest bald wieder, Karl," meinte sie einmal. "Dann haben die Kinder wieder eine Mutter. Es muss ja doch einmal sein, es ist nun nichts dran zu machen. Auf die Dauer ist so ein einschichtiger Mann nichts wert."

Maria Lichtmess

Du wundersame Kerze,
Du aller Lichter Kron'.
Du Dir glüht auf mein Herze,
Du Mutter mit dem Sohn.
Die Flamme, die genähret
Von deiner Liebe ward,
Hat sich in Lieb' verzehret
Nach edler Kerzen Art.
In deines Mantels Bläue
Rett' du mein armes Licht.
Dort leucht' es deiner Treue
Vor Gottes Angesicht.

E. E. Sch.

"Soll der Herr Pfarrer das etwa auch vermitteln?" fragte Freysold bitter.

"Nun, nun, so musst Du das nicht auffassen! Aber es kann doch sein, dass er Dir ein braves Mädchen dort nennen kann, wo Du mal anfragen kannst."

Er schüttelte abwehrend den Kopf, er wollte seiner Marianne keine Nachfolgerin geben.

Nach vier Wochen war Tante Hannchen mit Tränen abgereist und eine Haushälterin eingezogen. Es war ein evangelisches Mädchen, denn ein katholisches war nicht aufzutreiben. Sie liess sich ganz gut an, und der geplagte Mann war froh, seine Ordnung zu haben. Nach einiger Zeit aber merkte er, dass sie wohl gern in dem netten Häuschen die Hausfrau geworden wäre — eine zweite, eine dritte folgte.

So schlug er sich ein Jahr mit fremden Leuten herum, hatte kein gemütliches Heim, die Wirtschaft ging zurück, die Kinder verwilderten — da bekam er es satt.

Ja, es ging nicht anders — er musste heiraten! Robert Welter hatte es ihm schon oft geraten, und seine Kameraden schlugen ihm diese oder jene Frau vor. Er wehrte ab.

Nein, eine katholische Mutter musste er seinen Kindern geben!

Doch — es geschah, dass Karl Freysold nach zwei Monaten mit einer Protestantin verheiratet war.

Es war gekommen, wie es kommen musste. Ein angesponnener Verkehr mit einem katholischen Mädchen — fünf Stunden von Birrfeld — zerschlug sich, weil diese ihre alten Eltern nicht verlassen wollte. Da empfahl ihm ein Kollege seine Schwägerin, ein prächtiges, braves Mädchen, dem er gern den stillen fleissigen Mann gönnte.

Karl Freysold war längst müde geworden. Er war des häuslichen Elends überdrüssig, war abgestumpft und müde — da liess er sich bereden, besonders da auch Robert Welter ihm eifrig dazu riet. Wie sollte er in diesem Lande zu einer katholischen Frau kommen, er, ein Witwer mit vier Kindern? Es war nun schon alles einerlei?

Beinahe hätte sich die Heirat aber doch noch zerschlagen. Das war, als die Braut auf eine katholische Trauung und das Versprechen einer katholischen Kindererziehung nicht eingehen wollte. Da wurde der Bewerber kopfscheu und machte Miene, das Verlöbnis zu lösen. Es musste ja nicht sein! Dann schlug er sich eben so durch!

Aber die kluge Anna lenkte schnell ein. In Gottes Namen denn, wenn ihm soviel daran lag! Kommt Zeit, kommt Rat! Sie wollte gar zu gern in dem hübschen, efeuumrankten Häuschen als Herrin schalten, und der verständige, gutmütige, treuherzige Freier gefiel ihr wirklich. Sie nahm sich auch vor, seinen Kindern eine gute Mutter zu sein.

So nahm denn der katholische Pfarrer in der Stadt schweren Herzens die Trauung vor. Ihm bangte vor dieser gemischten Ehe, denn erfahrungsgemäss gingen die Kinder meist der Kirche verloren. Doch was machen! Er hatte versucht, dem Mann auf eine andere Weise zu helfen, doch nichts erreichen können. Nach der Trauung ermahnte er aber ernstlich, den Fritz, der im letzten Schuljahre war, diesen Winter zur Kommunikantenanstalt zu schicken. "Denkt an die Seelen Eurer Kinder!"

* * *

Mit seiner zweiten Frau schien Freysold, der inzwischen längst gestiegen war und auf dem Werke einen schönen Posten bekleidete, es gut getroffen zu haben. Sie tat ihre Pflicht in vollem Masse. Die Kinder waren sauber und gepflegt, die Häuslichkeit sah wieder so anheimelnd aus wie früher, und ein freundliches Gesicht begrüsste den stillen Mann, wenn er mittags und abends nach Hause kam.

Und die Kinder gediehen. Von Eva liefen gute Nachrichten ein. Nun war es Zeit, an Fritz zu denken, der in all der unruhigen Zeit viel sich selbst überlassen gewesen war. Ja, es war höchste Zeit, dass er seine erste heilige Kommunion empfing!

Doch — es sollte auch diesmal anders kommen.

Eines Tages liess der Direktor ihn in sein Privatkontor rufen. Erstaunt folgte er dem Rufe. Was mochte der wollen? Er hatte Freysold noch nie angesprochen. Doch — jetzt fiel ihm ein: seit er eine protestantische Frau genommen, hatte der Herr Direktor schon mehrmals ein freundliches Wort an ihn gerichtet. Aber das mochte Zufall sein.

Herr Direktor Meinartz sass an seinem Schreibtische.

"Ah richtig — Freysold! Habe Sie rufen lassen. Nehmen Sie Platz. Sie sind mir empfohlen worden — fleissig — zuverlässig — umsichtig — solche Leute können wir brauchen. Es ist eine Meisterstelle frei. Sie sind zwar noch nicht lange bei uns, indessen—na wollen mal sehen! Man kann da schon was tun ..."

Freysold wurde rot vor Freude. "Herr Direktor ..." stammelte er.

"Schon gut, schon gut!" winkte der Herr ab. "Also — hm! — was wollte ich noch sagen? Wie geht's Ihnen übrigens? Haben ja wieder geheiratet. Ist recht! Ein Mann kann nicht allein sein. Soll ja eine prächtige Frau sein! Wieviel Kinder haben Sie?"

Leutselig bot der Herr Direktor seinem Untergebenen eine Zigarre an.

"Also vier? Den Fritz kenne ich, kommt schon mal mit Kurt Welter zu meinem Otto. Sagen Sie mal, das ist ein begabter Junge — hat seine Augen überall — fingert an den Maschinenmodellen von Otto herum — in dem steckt ein Techniker. Der ist zu schade zum Fabrikarbeiter!"

"Was nicht von innen keimt hervor, ist in der Wurzel schwach.

Uhland.

"Den stärksten und nachhaltigsten Einfluss üben die Menschen auf einander nur durch das aus, was sie sind.

Dierkes.

"Der Mensch soll sich nicht bloss interessieren für die Frage des Wirtschaftslebens, sondern auch für die tieferen Dinge, für die grossen Fragen der Vergangenheit und Gegenwart, für die grossen Sorgen und Hoffnungen seines Volkes und der Menschheit, für alle grossen Güter der Welt und Zeit. Ja die Augen des Menschen sollen fragend Ausschau halten in die unendlichen Räume, nach den letzten Dingen des Menschen, nach Ewigkeit und Gott. Das macht jeden schlichten Menschen zum Philosophen."

Bonifaz Wöhrmüller.

"Strebt nach dem Herrn mit Macht. Er lässt Sich finden von denen, die Ihn suchen, und offenbart sich denen, die Ihm nicht misstrauen. Verkehrtes Denken scheidet ja von Gott."

Weish. 1, 2-3.

"Herr Direktor sind zu gütig!" Der glückliche Vater strahlte.

"Wie ist's — hätten Sie Lust— er könnte Ostern in unser technisches Bureau mit Zeichenklasse eintreten?"

"O, Herr Direktor . . ."

"Ja, und wenn er sich gut macht — ein fähiger Kopf ist's ja — nun, wir geben begabten, strebsamen Schülern auch Stipendien, wir bilden uns gern tüchtige Kräfte heran, das liegt ja im Interesse des Werkes, dann kann er weiter studieren. Freilich — einen Wunsch müssten wir daran knüpfen. Es wäre erwünscht, das heisst es würde gern gesehen, wenn der Junge— hm—also, wenn Sie ihn—konfirmieren liessen."

Mit einem Ruck fuhr Freysold empor. "Herr Direktor, ich bin katholisch und meine Kinder sollen . . ."

"Schon gut! Das sind Ihre Sachen. Sie sind völlig frei. Niemand tastet Ihre religiöse Ueberzeugung an. Religion ist bei uns Privatsache. Es ist nur — die anderen Schüler sind sämtlich evangelisch, wenn dann so ein Schwar . . . ich meine so ein Katholik dazwischen ist, gibt's Reiberei und Unfrieden. Sie wissen ja, wie Jungens sind — necken gern. Das bewirkt bloss Störung und Ablenkung vom Studium. Zudem, das Werk gibt die Mittel her — da kann es auch seine Bedingungen stellen. Man ist eben gern unter sich."

Karl Freysold wischte sich den Schweiss von der Stirne. "Es ist unmöglich, Herr Direktor —ich kann's meinem toten Weibe gegenüber nicht verantworten."

Der Direktor lachte. "Ach was, Mann! Glauben Sie denn, die dächten da drüben so engherzig? Das ist doch bloss eine Formalität! Wir glauben doch alle an denselben Herrgott! Meinen Sie, der wäre so kleinlich, nach Aeusserlichkeiten zu fragen? Der Junge könnte sein Glück machen. Natürlich" — er wurde merklich zurückhaltender — "Sie müssen es selbst wissen. Es liegt mir fern, Sie zu beeinflussen."

Der arme Vater stand da und drehte die Mütze in der Hand. Er fühlte sich schwach werden. Ob er vielleicht doch . . . Aber nein, nein!

"Es kann nicht sein, Herr Direktor — ich darf nicht, ich . . ."

"Na, dann also nicht! Merkwürdige Starrköpfe seid Ihr, stolpert über Strohhalme," sagte der Direktor kühl und erhob sich. "Nun, man kann keinen zu seinem Glücke zwingen!"

"Und—und—die Meisterstelle . . ." wagte Freysold noch zu fragen.

Der Direktor zuckte die Achseln. "Wird sich zeigen. Wie gesagt, wir müssen uns auf unsere Leute verlassen können."

Damit war der arme Mann entlassen.

In voller Bitterkeit erzählte er die Sache abends seiner Frau. Die schlug die Hände zusammen. Und Du hast nicht mit beiden Händen zugegriffen? Das wäre doch ein so grosses Glück für unseren Fritz! Und Du selbst Meister! — Mann, wie konntest Du Dich da bedenken?"

"Du hörst doch, dass ich den Jungen protestantisch konfirmieren lassen müsste," gab er verärgert zurück. "Ueberall legen sie einem Daumschrauben an!"

"Nun, was ist denn dabei? Du tust gerade, als seien wir Protestanten keine rechten Christen!" sagte sie gekränkt.

"Vater, o Vater, bitte, lass mich doch!" erschien da plötzlich Fritz in der geöffneten Tür des Nebenzimmers. "Ich möchte doch so gern auf Maschinen studieren, ich will Ingenieur werden, so wie Kurt Welter! Bitte, Vater, tu's doch!"

"Was hast Du zu lauschen?" fuhr der Vater ihn an. "Sofort, marsch, bete mit Gertrud und Martin das Abendgebet, und dann zu Bett!"

Es wurde einstweilen nicht mehr von der Sache gesprochen. Nach zwei Wochen erhielt ein Kollege die Meisterstelle.

Robert Welter war unzufrieden. "Mit Deinem Dickschädel!" schalt er. "Ich hab' mein möglichstes getan, meine es gut mit Dir, will Dir und Deinem Jungen die Wege ebnen—und dann wirfst Du mir alles über den Haufen!"

"Aber Robert, ich darf doch nicht . . ."

"Unsinn!" stiess der ärgerlich heraus. "Ob der Bub die Worte in seinem Glaubensbekenntnis so oder so setzt, ist doch schnuppe! Der wird's Dir mal nicht danken! Könnt Techniker und Ingenieur werden, und muss nun Fabrikarbeiter sein! Und Du selbst — den Meisterposten hattest Du in der Tasche!"

Bedrückt ging Freysold nach Hause.

Steter Tropfen höhlt den Stein.

Die Frau ging schmollend umher. Fritz versuchte es mit Schmeicheln, Bitten und Versprechen.

Wir sind alle Kerzen

Wir sind alle Kerzen
In Gottes Hand,
An Seinem Herzen
Entbrannt.
In Seinem Lichte
Verbrennen wir,
Dass Er uns vernichte
Und alle Begier.
Er löscht die Kerzen.
Es halte still,
Wer Seinem Herzen
Sich einen will.

"Ich kann ja im Herzen katholisch bleiben, Vater, es ist doch nur für jetzt! Wenn ich einmal mitten drin bin im Studium, geh' ich wieder in unsere Kirche, das kannst Du mir sicher glauben, Vater! Mutter" — er meinte seine zweite Mutter — "sagt auch, später stände es mir frei; dann liessen die mich schon nicht aufhören mit Studieren, wenn sie sehen, dass ich fleissig bin. Es ist bloss Aufnahmebedingung."

So lagen ihm Frau und Sohn ständig in den Ohren. Und — der schwache Mann gab endlich nach ...

Nach vier Wochen meldete er seinen Sohn zum Konfirmationsunterricht an.

Nach weiteren vier Wochen war er Meister mit schönem Gehalt.

Ein saurer Gang stand ihm noch bevor: zum katholischen Pfarrer. Es wurde eine tiefernste Unterredung, die beiden das Herz zerriss. Der Pfarrer bat, beschwor, warnte, stellte ihm die Folgen vor, dass er sich ja selbst von der Kirche ausschlösse — es war zu spät.

Blutenden Herzens sah der Priester wieder ein Schäflein von der Herde abirren. —

Nach Jahresfrist wurde dem Werkmeister Freysold ein Sohn geboren. Nun raffte er sich aber auf. Die katholische Taufe musste durchgesetzt werden. Aber als er davon anfing, fuhr die Wöchnerin wie eine Löwin empor.

"Nein, nein — mein Kind soll meinen eigenen Glauben haben — das soll mir nicht fremd werden!" rief sie aufgeregt.

"Aber, Anna!" — erschreckt starrte der arme Mann sein Weib an — "wir haben es doch versprochen!"

"Das war erzwungen — das gilt nicht!"

"Versprochen ist versprochen," sagte er unwillig. "Ich geb' nicht immer nach! Das Kind wird katholisch getauft, morgen schreibe ich dem Pfarrer."

"Nie — nie!" kreischte sie ausser sich und bekam einen Weinkrampf.

Das Kind wurde protestantisch getauft.

* * *

Werkmeister Freysold hatte fortan den häuslichen Frieden, aber er war teuer erkauft.

Indessen — die Kinder wuchsen fröhlich heran und gediehen. Fritz machte gute Fortschritte, und seine Lehrer lobten seine schnelle Auffassung und seine Gewandtheit im Zeichnen der schwierigsten Konstruktionen.

Von Eva, die jetzt siebzehn Jahre alt war, kam ein Brief. Sie war es müde in dem Lehrerhause, wo so viele Kinder waren, und wo man so streng gehalten wurde. Sie konnte eine feine Stelle bekommen. Eine Freundin hatte sie ihr verschafft — bei einer Frau Amtsrichter in Bükkeburg. Da hatte sie nur gleich zugesagt, ohne erst nach Hause zu schreiben, denn sonst war's zu spät. Wunderschön sei es dort, und die Dame sei so freundlich. Nächste Woche müsse sie eintreten.

Sofort schrieb der Vater, ob die Leute katholisch seien.

Es kam nach drei Wochen ein Brief. Eva war des Lobes voll, wie gut sie es getroffen. Grosser Lohn und gar keine grobe Arbeit. Die Dame wolle ihr feinere Bildung beibringen und sie zu ihrer persönlichen Bedienung haben und sie auch auf Reisen mitnehmen. Sie führten ein grosses Haus. Nein — katholisch seien die Leute leider nicht, das sei schade, aber doch fromm und gut. Alle Abende würde aus der Bibel vorgelesen, so eine Art Hausandacht, das klänge sehr andächtig, wenn auch manches etwas kurios sei. Und die Frau Amtsrichter habe gesagt, der liebe Gott schaue bloss darauf, dass man brav und rechtschaffen sei und kein Unrecht tue und ihn liebe — auf das Bekenntnis käme es nicht so an. "Das ist nun zwar nicht richtig, aber die Dame weiss es nicht besser und meint es gut. Und — etwas Wahres ist ja auch daran. Ich habe schon viele brave Protestanten kennen gelernt. Ihr braucht aber um mich keine Sorge zu haben ..."

Freysold liess den Brief sinken und nickte trübe vor sich hin. Also auch seine Eva geriet in den Bannkreis — wie lange noch, dann ...

Dass er Einspruch erheben könnte, kam ihm nicht mehr in den Sinn. Er war der Kämpfe müde; er sagte jetzt auch: "Ich will meine Ruhe haben!"

Ja, er wollte seine Ruhe haben. Und darum kostete es Frau Anna wenig Mühe, nach einiger Zeit den schwachen Mann zu bestimmen, auch Gertrud und Martin zum protestantischen Religionsunterricht anzumelden.

Konnte man das Verhängnis aufhalten? Es war nutzlos, sich dagegen zu stemmen.

* * *

Und Jahr reihte sich an Jahr. In Freysolds Haar mehrten sich

Das Ziel

In des Herzens Tiefen
Jammern die Welten,
Jauchzen die Himmel,
Woget auf und ab
Das Meer der Gefühle,
Der Kummer der Welt.

O Mensch, sei weise,
In deinem Geiste
Suche dein Leben
Zu verweben.

Nicht das Heute,
Nicht das Morgen,
Gott in dir
Sei dein Ziel.

Jos. Bühlmann.

die grauen Fäden. Eva war längst verheiratet — mit einem protestantischen Lehrer, und, wie sie in jedem Briefe geflissentlich betonte, sehr glücklich. Sie wohnte in Bückeburg. Fritz studierte emsig auf dem Technikum in Charlottenburg. Er hatte schon verschiedene Examina hinter sich und steuerte auf den Ingenieur los. Gertrud wollte Lehrerin werden; sie besuchte in Bückeburg das Seminar und hatte bei Eva ihr Heim. Martin war, wie ehemals Fritz, in dasselbe technische Bureau eingetreten.

Da begrub Freysold, der inzwischen Obermeister geworden war, seine zweite Frau.

Sie lag im Sarg, ein totes Kindlein, einen Spätling, im Arm. Mit aufrichtigem Schmerz stand er an ihrem Grabe, denn sie war ihm ein gutes Weib gewesen und hatte ihm die Häuslichkeit angenehm gemacht. —

Was hielt ihn jetzt noch in diesem Lande zurück — dem Lande, das all seine Lieben verschlungen hatte? Sein kleines, mutterloses Söhnlein nahmen die noch rüstigen Grosseltern mit, um es zu erziehen. Niemand brauchte ihn mehr. Seine Kinder waren seinem Einfluss entrückt.

Was hinderte ihn, sein Haus zu verkaufen und wieder in die Heimat zu ziehen? In die Heimat, wo das Kreuz am Wege grüsste und wo überall, wo ein Türmchen aufragte, Jesus weilte! Er war ein wohlhabender Mann, er konnte sich daheim ankaufen, wo er wollte.

Ja, ein wohlhabender Mann—aber doch nicht glücklich! Der Gram, die Gewissensvorwürfe nagten an ihm und liessen ihn frühzeitig altern.

Karl Freysold überlegte. Ob er nicht doch hierbleiben sollte. Hier, wo er liebe Freunde und Kameraden hatte, wo die Gräber seiner Lieben waren?

Das Reich des Geistes

"Die Kirche ist jener Strich im Reiche der Welt, wo alle Segnungen sich häufen, so dass von hier aus Ströme des Segens ausgehen sollen in die ärmeren Landstriche, die noch in Finsternis und Todesschatten liegem."

"In dieser neuen Welt müssen neue Menschen wohnen. Durch diesen neuen Geist, der in diesen Menschen wohnt, kommt die neue Welt, darin fängt sie an."

"Wenn einer geschlagen wird, reicht er noch die andere Wange hin. Das ist das Neue, das kommt nicht aus der alten Welt, das ist ein Wunder. Und zu dem einen Wunder kommt ein zweites. Es will einer mit ihm um den Rock streiten und erhält ohne Prozess noch den Mantel dazu. Er will einen Dienst erpressen: Eine Meile Begleitung, vielleicht mit Trägerdiensten, und der andere kommt zwei Meilen mit. Woher ist denn dieser Mensch? Man kann machen was man will: Sein Grundsatz ist, auf Böses nicht mit Bösem zu antworten, sondern mit Gutem. Eine neue Welt. Woher ist dieser Mensch? Jesus sagt es uns. Wir hören die Antwort: Er ist ein Kind seines Vater Gottes."

Nein, nein, es hielt ihn nicht! Heim musste er! Echt katholische Luft atmen! Mit der Kirche ausgesöhnt, wollte er sühnen und gutmachen, soviel es ging, und fortan als treuer Sohn seiner Kirche leben — im Lichte der Eucharistie.

* * *

Und in der Heimat, wo Karl Freysold sich ein hübsches Haus gekauft hatte und still für sich lebte, sah man keinen eifriger und andächtiger dem Gottesdienste beiwohnen als ihn.

Es war, als müsse er alles nachholen, was er durch Schwäche und Nachgiebigkeit versäumt und verschuldet, was traurige Umstände ihm abgezwungen hatten.

Wenn er sinnend durch die Felder ging, sah man oft den Rosenkranz in seiner Hand. Klang dann die Abendglocke, so nahm er den Hut ab und grüsste die Himmelskönigin und betete andächtig den Engel des Herrn. Dabei wurden ihm oft die Augen feucht.

Häufig führte ihn sein Weg ins Pfarrhaus. Denn er, der die Not der von der Herde getrennten Schäflein am besten kannte und zu seinem Unheil erfahren hatte, er hatte eine offene, freigebige Hand für die Bedürfnisse der Diaspora.

Dieses Wohltun gab ihm reichen Trost. Und auch der greise Pfarrer tat alles, um dem schwergeprüften Mann den Frieden wiederzugeben.

Den besten Trost aber fand Karl Freysold zu Füssen des Tabernakels. Das war täglich sein Abendgang. Hier hatte er dem Herrn viel zu sagen, zu klagen.

Alle seine Lieben waren seiner Hand entglitten, alle hatte das fremde Land ihm genommen—durch den Tod und durch das Leben. Jetzt blieb ihm nur noch eins übrig: für die Ruhe seiner Toten zu beten und—für die Seelen seiner Kinder, dass Gott dennoch dereinst ihre Füsse auf den Weg des Heils und der Wahrheit lenken möge.

Und wenn er heimging, dachte er an das stille, rote Lichtlein, das nun in Birrfeld in der Notkirche vor dem schmucklosen Altar flimmerte und wohl mancher geprüften und versuchten Seele Mut und Trost ins Herz strahlte — und betete: "Herr, da ich nun gehen muss, möge diese Nacht das Lichtlein, das ich gestiftet habe, meine Stelle vertreten und all mein heisses Bitten immerfort zu Dir empor senden! Vereinige mich dereinst mit den Meinigen und führe uns alle einst dahin, wo das ewige Licht leuchtet immerdar!"

Grund-Pfeiler

"Du, Brummbär, warum hat denn der Franzmann so geweint im letzten Artikel? Das ist doch nicht natürlich."

"Spott-Teufelchen, davon verstehst du nichts. Die Menschen da draussen nehmen all das viel ernster wie wir, und leben und sterben dafür. Die Sache mit dem "Affenherrgott" hat dem armen Menschen das Herz abgedrückt, er ist ganz verbittert geworden, und das brach alles auf einmal, als er sah, dass der Herrgott wirklich so war, wie er ihn haben wollte. Es sind halt Gemütskranke, denen der Herrgottstrieb in der Seele verdrückt worden ist."

"Spassige Leute, die Europäer, sich um so ein bisschen Herrgott so abzuplagen. Hier nimmt man das nicht so genau."

"Ja, deshalb nimmt uns der Herrgott auch nicht so genau und lässt uns ruhig — zum Teufel gehen. Die da drüben, da ist es noch der Mühe wert, sich darum zu bekümmern."

Der Brummbär ist fertig mit dem Franzmann und ruft sich den Apfelsinenmann. Er besieht ihn sich einmal gründlich, dann sagt er: "Dein Name ist zu lang. Auch bist du nicht alleinig. Du bist nur einer von den Vielen, die seit dreihundert Jahren die ganze Welt aufhetzen gegen die Katholiken. In Japan habt ihr die Heiden aufgehetzt gegen die Neubekehrten des heiligen Franz Xaver, und seid mitschuld an der Abschlachtung von Millionen Christen; in Südamerika habt ihr die christlichen Indianer in Elend und Sklaverei zurückgerissen aus Hass gegen die Jesuiten; alle Staaten Europas habt ihr aufgehetzt gegen uns, so dass die Katholiken dort überall als "Bürger zweiter Klasse" behandelt werden; das arme Irland habt ihr seit dreihundert Jahren auf der Folterbank gehalten oder als Sklaven verkauft an die Plantagenbesitzer West-Indiens: Hier in Canada lasst ihr das arme Volk nicht zur Ruhe kommen, und hetzt weiter, bis ihr die Dominion zerrissen habt. Ihr seid schöne Pflänzchen, ich nenne euch einfach "Hetz-Christen."

Nun, Hetz-Christ, sag einmal ehrlich: weshalb hasst du den Katholiken so?

Der Apfelsinen-Mann schaut finster drein: "Nun, Brummbär, du weisst doch, wie eure Vorväter es getrieben haben vor der Reformation. Inquisition, schlechte Päpste, die Bischöfe, die in Saus und Braus lebten, die fettgefressenen Mönch-Wämste (man sieht sie ja heute noch auf den Bierbottles), der "religiöse Fanatismus" der Finsterlinge, die selbst einen armen Galilei ins Gefängnis warfen, weil die Erde sich um die Sonne dreht—und so vieles, Ihr wisst es ja, habt ja selbst Geschichte gelehrt."

"Recht hast du, Hetz-Christ, und wir Katholiken haben allen Grund, uns unserer Vorväter von damals zu schämen, und haben schwer gebüsst für deren Lumpereien." Der Brummbär wird ganz demütig. Dann fragt er: "Sag mal, Hetz-Christ. Wo waren denn damals eure Vorväter, als unsere Vorväter so schlechtes getrieben haben? die haben doch sicher protestiert und sich heilig gehalten." "Nein, das nicht, Brummbär. Die waren ja damals auch katholisch —und haben mitgemacht."

Jetzt geht dem Brummbär ein Licht auf. "Ach so, unsere Vorväter waren auch eure Vorväter—dann sind wir ja eigentlich Brüder, gelt, Hetz-Christ?"—"Na, wird schon so sein" brummt der Apfelsinenmann.

Der Brummbär grübelt in sich hinein. "Das muss also so gewesen sein: Da war ein Vater, der hat gelumpt und gesoffen, und sein Vermögen schwer verschuldet. Der hatte nun zwei Söhne. Der eine hat sich seines Vater geschämt, sich von ihm losgesagt, bankerott erklärt und für sich gewirtschaftet. Dann ist er herumgegangen zu Heide, Jud und Hottentot und hat erzählt, was sein Vater für ein Lump gewesen, und wie sie gar nichts mit ihm zu tun haben sollten. Der andere Sohn ist ruhig zuhause geblieben, hat die Schande seines Vaters und seine Schulden still auf sich genommen, und versucht, wieder gut zu machen. Dabei ist er in Armut und Not gekommen, und zieht als Bettler durch die ganze Welt, nur um die Ehre seines Vaters zu retten. Und sein "heiliger" Bruder? der folgt ihm überall nach, und gibt ihm Fusstritte, verhetzt die Menschen gegen ihn, und sucht ihm alle Schande anzutun an Leib und Seele, wie er nur kann. Und selbst hier, wo der Bruder, gebrochen und zertreten, mit aller Mühe kämpft, um das letzte Erbteil der Familie, die christliche Erziehung der

Kinder, zu retten, da geht der "Heilige" und verkauft lieber seine eigenen Kinder an Unglaube und Gottlosigkeit, um nur seinen Hass gegen den Katholiken zu befriedigen."

Dem Brummbär wird es heiss ums Herz. "Jetzt, Hetzchrist, verstehe ich dich. Wer ein gutes Gewissen hat, der hasst nicht. Dir klebt was an der Seele. Du bist ungemütlich. Es steckt was in dir von dem Fluche des Noah, als Cham seine Schande verspottete, und vom Schandmale auf der Stirne des Kain, der seinen Bruder erschlagen hatte. Vater-Schänder, Bruder-Mörder. deshalb musst du hassen. Man hasst meist nicht den, der uns Unrecht tut, sondern den, dem wir selbst Unrecht getan haben.

Hetz-Christ, stell dich in die Ecke und schäme dich und möge der Herrgott sich deiner erbarmen nach Deiner grossen Erbärmlichkeit."

Der Brummbär fühlt sich leichter. Heraus ist es endlich, hat lange genug herumgewurmt in seiner Seele. Da kommt das Spott-Teufelchen leise herein.

"Du Brummbär, sollen wir die Fahnen zurechtmachen?" — "Was willst du, Narr, mit deinen Fahnen?" (Der Brummbär fühlt sich ganz ärgerlich in seiner heiligen Entrüstung). "Nun, die Fahnen für die grosse katholische 12. Juli-Prozession, wo wir der ganzen Welt verkünden wollen, wie schlecht unser Bruder, der Apfelsinen-Mann, ist." — "Wie meinst du das?"

"Na seht, Brummbär, ich glaube, ihr haltet es auch mit den Franzosen. Bei dem Franzmann, da wart ihr ganz gerührt und wehmütig: Der

vom Brummbär

arme Mann, gemütskrank, muss Mitleid haben. Aber unser Apfelsinenmann, weil er euch auch auf die Zehen getreten hat, da gehts Donnerwetter los mit Fluch und Schande—hm, kräftig war es, man kann lernen von Euch."

"Ja, was willst du denn sagen, Kleiner?"

"Nun, ich will wieder sagen, was ich schon gesagt habe: Brummbär, Ihr seid dumm. Vergesst wieder, dass ihr, wie ihr selbst gesagt habt, es mit "Gemütskranken" zu tun habt, die nicht zurechnungsfähig sind (hm, das war ein langes Wort, habe es aus den gescheiten Büchern gelernt). Die kann auch nur der alte Herrgott heilen, wenn die grosse Heilung kommt."

Dem Brummbär kommt die erste Frage in den Kopf, die jemals ein Mensch an den Herrgott hier auf Erden gerichtet hat: Die Frage des Kain: Bin ich denn der Hüter meines Bruders? Die anderen sagen: "Nein". Und daher kommt das ganze Elend. Der Katholik sagt "Ja", und so hat der Brummbär den zweiten Grund-Pfeiler der katholischen Weltordnung gefunden: das Naturgesetz der gegenseitigen Verantwortlichkeit: wo der Reiche für den Armen, der Gesunde für den Kranken, der Gescheite für den Dummen, die Regierung für die Bürger, der Vater für die Kinder von Natur aus vor dem Herrgott der Welt verantwortlich sind. Hm, das war schon den ganzen Trubel wert mit dem "Hetz-Christ" da oben.

Der Brummbär geht aus seiner Höhle heraus, um sich etwas abzukühlen; dann ruft er sich die "liebenden Christentums-Fetzen" herbei, um zu sehen, was die eigentlich haben. Hoffentlich geht es gemütlicher.

Zuerst unsere "Evangelischen Christen". Er frägt sie: "Nun, meine christlichen Brüder, Ihr meint es doch ehrlich mit dem Heiland, und hasst auch nicht. Aber: Warum wollt ihr nicht katholisch sein? was habt ihr gegen uns?"

Der ehrwürdige Greis mit dem langen Bart und den treuen Augen erhebt sich wieder: "Nun, wir wollen offen sprechen, ich weiss, Ihr meint es ehrlich mit uns, und werdet ein offenes Wort nicht übel nehmen. Nun seht: Wir wollen alle dem Heiland dienen, aber Ihr Katholiken habt da soviel um den Heiland herum. Da sind all die Heiligen in eurem Himmel, da ist so viel Getue, dass man den Heiland gar nicht mehr sieht. Und dann auf Erden: da kann man gar nicht dran an den Heiland, der ganze Weg steht voll Menschen. Da muss ein Papst sein, Bischöfe, Priester mit der ganzen Klerisei, Messe, Gebete und Litaneien, dass man ganz verwirrt wird. Und dann Klöster und Schwestern, und Busse, und Beichte, und eure sonderbaren "Heiligen" hier auf Erden, einen "Läuse-Heiligen" (Benoit Labre), Bettler und Musikanten (Hl. Franziskus) und all das andere Zeug. Und dabei all das Menschliche und Erbärmliche was dazu gehört. Schaut euch nur einmal eure Landpfarrer an mit ihren Schnupftabaks-Dosen und ihren langweiligen Predigten. Und die Leute die da herumrutschen auf den Knieen, die Heiligenbilder küssen, ihren Rosenkranz herpappeln, von dem sie nichts verstehen. Na, zuviel will ich nicht sagen. Aber seht Ihr denn nicht, dass das alles eines ewigen Gottes unwürdig ist, und dass der Heiland sich in einer so dreckigen Gesellschaft nicht zuhause fühlen kann? Wir wollen auch den Heiland, und haben ihn gern, aber nicht den ganzen Klim-Bim darum und all das Menschliche zwischen uns und Ihm."

Der Brummbär denkt sich: Denen ist schon die Braut recht, aber die Schwiegerleute und Gevatterschaft wollen sie nicht mitheiraten. Aber die Sache ist ernst. Haben die Leute vielleicht doch recht? Er denkt da auf einmal an das Krippchen in der Weihnachtszeit. Da ist auch so eine "Wirtschaft". Das Jesukind sieht man kaum vor all den Ochsen und Eseln, Schafen und Kamelen, die da um die Krippe herum stehen. Und da kommt so ein kleines Hirtenbübchen mit seinem Rotznäschen und betastet das Jesukind mit seinen schmutzigen Fingern. Und die dicke Hirtenmama nimmt es sogar auf ihre Arme und küsst und herzt es, als wäre es gerade irgend so ein Bübchen. Und die Muttergottes sitzt daneben in ihrem armen Kleidchen, der heilige Joseph kann kaum ein "gebildetes" Wort sprechen. Hat ja auch im Leben mehr zu tun gehabt mit dem Hobel, als mit Büchern. Und das arme Jesukind liegt so still auf seinem Stroh und lässt sich vom neugierigen Oechschen anhauchen. Die Mutter muss es von Zeit zu Zeit trocken legen, es kann sich ja nicht einmal selber helfen. Der Brummbär denkt sich weiter: Kein Wunder, dass so ein Stall-Jesukindchen diesen Herrn zu dreckig ist. Sie wollen so ein Jesukindchen haben, wie man es in manchen Schwester-Klöstern findet: so ein liebes, herzliches Baby, mit goldenen Löckchen und seidenem Kleidchen mit Spitzen dran, in einem schön bemalten Krippchen, aus dem niemals ein ordentlicher Ochs gefressen hat. So, das stellt man hoch auf einen Extra-Altar und freut sich daran. Da kommt nichts "Menschliches" zwischen das Jesukind und uns. Und für die "besseren Leute" mag ja so ein "evangelischer" Heiland gut und wohl sein, aber dem Brummbär scheint, dass sich die Armen und Krüppelchen, die Dummen und Einfältigen, oder gar die "armen Sünder" bei so einem "Parade-Heiland" wohl schwer zuhause fühlen würden, die wollen als Menschen, auf menschliche Weise zu ihrem Heiland kommen, der aus Liebe zu ihnen Mensch geworden ist. Er denkt dann auch an die Johannesjünger, die Aergernis nahmen, wie ihr grosser "Rabbi" mit seinen Aposteln sich mit den Krüppeln und Blinden, und Sündern und Kindern und Dummen abgab, statt auf seinem Lehrerthron zu sitzen und Weisheit zu verkünden. Und der Brummbär denkt sich wieder: nun, mir ist die katholische Kirche mit ihrem "Menschlichen" schon lieber, wenn der Heiland nur dafür sorgt, dass dieses "Menschliche" uns zu Ihm bringt, und das hat er ja seiner Kirche versprochen. Sagen darf er das ja den "Evangelischen" Christen nicht, die sind nun einmal auf ihren Gedanken "festgelegt" und können nicht mehr hinaus. Damit aber kommt der Brummbär auf den **Dritten Grundpfeiler der katholischen Weltordnung:** sie muss MENSCHLICH sein, sich der menschlichen Natur und ihren Schwächen anpassen, dass sich selbst ein kleines, dummes Kind darin zuhause fühlen kann.

Nun noch die "unschuldigen Kinder". Der Brummbär denkt an das liebe Geschichtchen, das vor einigen Jahren irgendwo in der U.S. geschehen ist. Das Christkindchen hatte einem Bübchen ein Wägelchen gebracht zu Weihnachten, und das Bübchen wollte nun dem Jesukind auch eine Freude machen. Als gerade der Pfarrer seine Pfeife rauchte und an die schöne Predigt dachte, die er am Morgen gegeben hatte, und der Küster war heimgegangen nach dem Gottesdienst zur Weihnachts-Gans, da ging das Bübchen heimlich in die Kirche, nahm das Jesukindchen aus seinem Krippchen, legte er in sein Wägelchen, und gab ihm einen "Ride" durch das Städtchen. Nun, so haben es auch unsere "unschuldigen Kinder" gemacht. Als sich in der Reformation die bösen Menschen so gezankt haben über den Glauben, haben sie ganz still das Jesukind auf ihr Wägelchen geladen, und sind hinausgezogen in die Einsamkeit, haben sich da ganz einfältig hingesetzt und mit dem Jesukindchen gespielt. Und der Heiland hat auch dieses einsame Schäfchen in der Wüste lieb, aber er muss sich auch um die 99 anderen Schafe bekümmern, die er da in seiner Herde hat, und die kann man nicht all so herumlaufen lassen, sonst kriegt sie alle der Wolf. Die muss man in einer Herde zusammenhalten, mit Hirten und Schäferhunden, und die müssen dahingehen, wo der Hirt sie führt und fressen, was er ihnen vorlegt, und heimgehen in den Stall, wenn es Nacht wird, sonst ist, wie gesagt, keine ORDNUNG, und ohne Ordnung kann man keine Schafe, noch weniger Menschen, zusammenhalten. So lernt der Brummbär von seinen "Unschuldigen Kindern" den vierten **Grundpfeiler der katholischen Welt-Ordnung:** Es **muss Führung und Leitung und Gehorsam** sein, sonst kann eine menschliche Gesellschaft nicht bestehen.

Nun, wie das alles anzupassen ist, erklärt der Brummbär das nächste Mal. Die "Gemüts-Katholiken" lässt er wieder auf der Seite, vielleicht werden die von selbst gescheit.

Gar zu leicht missbrauchen und vernachlässigen uns die Menschen, sobald wir mit ihnen in Vertraulichkeit verkehren. Um angenehm zu leben, muss man fast immer als ein Fremder unter den Leuten erscheinen. Dann wird man geschont, geehrt, aufgesucht.

Allerlei Interessantes

"Du sollst mich nicht lieb haben!"

Der kleine Karl: "Lieber Papa, nicht wahr, Du hast mich nicht lieb?"

Vater: "O ja, mein Kind!"

Karl: "Du sollst mich aber nicht lieb haben."

Vater (erstaunt): "Ja warum denn nicht?"

Karl: "Weil doch hier steht: Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es!"

———o———

Die älteste Waffenfabrik

Ein Reisender, der sich in Toledo in Spanien die grösste der dortigen Waffenfabriken zeigen liess, fragte nach dem Zeitpunkt ihrer Entstehung. "Das Jahr können wir nicht so genau angeben," sagte der Führer mit feierlichem Ernst, "so viel aber ist gewiss, dass das Schwert, mit dem der Engel Adam und Eva aus dem Paradiese verjagte, zu Toledo bei uns angefertigt worden ist."

———o———

Kurz und gut

Abc-Schützen sollen irgend ein recht kurzes selbst erfundenes Geschichtchen niederschreiben. Der kleine Max entwirft folgende schaurige Geschichte: "Ein Lehwe, ein Diger, ein Wolf, ein Schaf, ein Gatze, ein Frosch, eine Mücke. Alle Hunger! Mücke wird von Frosch gefressen, Frosch von Gatze, Gatze von Schaf, Schaf von Wolf, Wolf von Diger, Diger von Lehwe. Aus is! Bums."

———o———

Wenn's nur geholfen hat!

In Beleidigungsprozessen geschieht es nicht selten, dass nach Schluss der Verhandlung, sei es, dass diese mit einer Verurteilung oder einem Vergleiche endet, der Richter dem Beleidiger noch die wohlgemeinte Warnung zuteil werden lässt, hinfort seine Zunge im Zaume zu halten.

Ein gemütlicher Richter hat einstmals diese Warnung in den Vers ausklingen lassen:

"Und hüte Deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt,
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andre aber geht und — klagt."

———o———

Aus der Schule

Im Naturunterricht erklärt der Lehrer den Wert und die guten Eigenschaften der Haustiere, wobei er auch auf den Hund zu sprechen kommt. Er rühmt die Klugheit, Treue und Wachsamkeit des Hundes und fährt dann in strengerem Tone fort: "Es ist aber eine abscheuliche Unsitte mancher Personen, sich von Hunden belecken oder, wie man gewöhnlich sagt, küssen zu lassen."

Da hebt ein Knirps in der ersten Bank den Finger hoch: "Herr Lehrer, das tut meine Tante auch!"

"Pfui!" fährt der Lehrer in seinem Gedankengange fort, "wie abscheulich und gesundheitsschädlich ist so etwas auch."

"Ja, Herr Lehrer," meint darauf der kühn gewordene Kleine, "der Hund ist auch kaput gegangen!"

———o———

Den Tod umsonst!

In einer Kleinstadt tagte zur "guten alten Zeit" der Rat, und die Herren stritten sich lang und breit herum, ob man eine Apotheke errichten sollte oder nicht. Es schien, als könnte man über diese Frage gar nicht einig werden. Da sagte ein alter Mann: "Bisher hat uns das Sterben keine Kosten verursacht. Wir brauchen auch künftig keine Apotheke.

———o———

Die Himmelspforte geschlossen!

In Nordengland gibt es eine protestantische Kirche, über deren Eingang der Bibelspruch in grossen Lettern prangt: "Das ist die Pforte des Himmelreiches!" Wenn nun der Pfarrer dieser Kirche in den Sommerferien auf Urlaub geht, heftet er unter die obige Inschrift eine Zeile mit dem Texte: "Während der Sommermonate Juli und August geschlossen."

———

Scharfe Antwort

Während des Dreissigjährigen Krieges wurde ein junger Mann zum Gesandten ernannt und nach Polen geschickt. In Krakau ärgerte man sich darüber, dass so ein Flaumbart diplomatischen Dienst tun sollte, und liess es deutlich merken, dass er nicht angenehm sei. Eines Tages sagte ein hochfahrender polnischer Standesherr zu dem unbeliebten Diplomaten: "Sagen Sie mir, fehlt es denn in Eurem Lande an Männern, dass man uns einen Gesandten ohne Bart schickt?"

Da antwortete der junge Gesandte: "Wenn man in meiner Heimat der Ueberzeugung wäre, dass der Verstand und die Verdienste eines Menschen im Bart lägen, dann hätte man besser getan, einen Ziegenbock nach Krakau zu senden."

———

Das möcht er gern wissen!

Der Professor Spurax steht in seiner Wohnung vor'm Spiegel und sinniert: "Jetzt möcht' ich nur wissen, ich hab' den Hut auf und den Schirm in der Hand, soll das bedeuten, dass ich fortgehen will oder dass ich soeben heimgekommen bin?"

vom
Schusterseppel

Liebe Leit.

Unsre Welt, uf was weller mir lebe tun so lange mir noch im Fleische sein — so steht's in der Bibel g'schriebe — solle Welt is so eingerich- Unnerschiedliche Leit hen das schon genoticed tet,, desch mir ein excitement noch dem anren hen. und expirienced. Ich hob eich schon von viele von solle excitements im Mariabot geschriebe und verzählt. Was ober uf die letschte Weihnocht sich zutroge hot, sell könnt's ihr noch net wiesse, vonwege weil ich eich solle story noch net verzählt hob.

Also uf die letschte Weihnocht — damit dass ich bei der Wohrheit bleib, muss ich soge, dass es zwei Wochen vor die Weihnocht gewest is — da hot unser Kerchenchor fiess fier uf die Weihnocht gepractized. Der Rottamer George, was unser Chormeister is, hot alles dran gebe, fier um uns gut singe zu machen.

Im Oktober letschtes Johr, also zwei Monate vor die Weihnocht, is der Kroppler Frank in unsre Gemeinde gemuft. Niemond von uns hot den Frank vorher gekennt und er is uns alle ein stranger gewest. Vonwege weil mir ober alle gude Christen sein, aus soller Ursach hen mir den Frank gut unner uns ufgenomme und hen ihm mit Rat und Tat beigestanne. Mir Mannsleit hen desch jo net so arg getriebe, ober die Weibsleit, desch kann ich eich soge, liebe Leser und Leserinnen, die hen dem Weib vom Frank gude advices fier uf zehn Johre gebe.

Mir Mannsleit hen ober bald ausgefunne, wie dass die Weiber mit ihre advices richtig gewest sein. Der Frank nämlich, desch hen mir bald g'sehe, is ein fiess fleissiger Mann gewest. Uf seiner Farm hot er net arg viel geschafft, fier desch hot er seine Buben g'hat. Ober in die stores im Städtel, und auch in unsrem beerparlour, do hot der Frank wie wietieg geschafft. Do hot er vom Morgen bis zum Obend alle Täg geschwätzt und gesproche und von seine experience verzählt, desch man gemeint hätt' der Mann werd noch eimol troubles mit seinem Maul hen, vonwege weil er das Maul zu viel use tut.

Der Frank ober, was gut gewiesst hot wie dass man alle engines gut oilen muss, wenn man sie viel used, hot sein Maul mit arg viel Bier und Schnaps ge-oiled.

Wie mir nun letzten Dezember mit dem Kerchenchor fier uf die Weihnocht in allem Frieden und mit Anstand, wie sich das gehört, wenn man in der Kerch singe tut, gepractized hen, da is auch eimol der Frank uf'n Kerchenchor komme.

"Mister Rottamer", hot er g'sogt, und wie er sein Maul ufgemocht hot, da hen mir alle gleich g'sehe, wie dass er wieder eimol einen getrunke g'hat hot, "Mister Rottamer", hot also der Frank ieber den George g'sogt, "ich bin hierher komme, vonwege weil ich eiren choir joinen will. Ich hob expirience im Singen und ich tät gern eich meine Hilf fier uf die Weihnocht anbiete."

Der George hot uf den Frank g'schaut und hot dann g'sogt:

"Kroppler", hot er ieber den Frank gesproche, "wenn's ihr unsren choir joinen wollt, dann muss ich erscht eimol sehn, ob und wie hoch und wie tief ihr eich uf das Singe auskenne tut. Tut's jetzten eimol das "do-re-mi-fa" singe. Ich werd's eich den Ton uf der Orgel angebe und ihr tut's singe."

"Excuse me", hot der Frank druf zurieckgebe, "desch 'do-re-mi-fa", sell kann jedes Kind singe. Ich werd's eich ein Lied vorsinge, was welles Lied mir in der alten country g'sunge hen."

Mit diese Worte hot doch der Frank sein Maul ufgeriesse und hot in die Kerch h'neingebriellt mit seiner Stimm, dass alle Singer verschrocke sein. Und grod wie er uns so mit seinen Singen verschrocken hot, geht doch die Tür uf und in der Kerch kommt der Poter mit zwei anre Päter, zwei Männer von der Stadt und zwei ganz feine ladies, was auch von der Stadt gewest sein. Der Poter hot denen die Kerch zeigen gewollt. Was ober das Allerschlimmste gewest is, wor das Lied,

was der Frank wie ein Ochs so laut und wie ein Ross so wüst in die Kerch gebriellt hot:

"Strenger Richter, alter Sinder,
Vater von uns alle Kinder,
Der du in dem Himmel wohnst,
Drohest, strafest und verschonst . . ."

"Stopp! Stopp desch", hot der George ganz weiss in seinem Gesicht dem Frank zugeschrien, und weil der Frank fiess laut g'sunge hot, aus soller Ursach sein dem George seine Worte auch net so arg leis gewest.

Der George hot den Frank ober noch net zum Stoppen gebrocht, da is auch schon unser Poter ganz verschrocke bei uns uf dem choir gewest. Seine visitors sein unnen in der Kerch gebliebe und hen mit verstaunte G'sichter zu uns h'naufgeschaut.

"Rottamer", hot unser Poter ganz excited gesproche, "was is denn desch? Seid's ihr denn alle betrunke? H'nunner mit eich, mit alle von eich, vom choir und h'naus mit eich aus meiner Kerch. So ein Aergernis werd's ihr . . ."

"Poter, Poter," hot da der George und mir alle mit dem George gerufe, "sell is net unsre Schuld, der Kroppler hot desch angestellt, mir sein alle alright und keiner net von uns hot getrunke, keiner net."

Der Frank hot dagestanne und hot mit ernsten G'sicht uf den Poter g'schaut.

Der Poter ober hot sich zu dem Frank gericht und hot g'sogt:

"Gleich h'naus mit eich, ober schnell."

"Vonwege was denn?" hot der Frank gefrogt.

"Vonwege was? Vonwege das Aergernis, was ihr gebe hobt. B'soffe uf die choirpractize komme und nochher Lieder in der Kerch singe, was net katholisch sein und alle Leit ein Skandal gebe? H'naus mit eich."

So hot der Poter gerufe. Der Frank ober hot ganz ernst uf den Poter g'schaut und hot g'sogt:

"Poter, desch werd ihr mir net noch eimol hier vor alle Leit soge, desch ich in der Kerch Lieder singe tu, was net katholisch sein. Ich hob in Russland in der Kathedrale g'sunge, was dem Bischof seine Kerch is. Und do hen sie mein Singe appreciated. In Russland und in der Kathedrale, do hen sie mehr von das Singe verstanne wie hier. Desch seh ich schon. Niemond noch hot mir g'sogt, wie dass ich net katholische Lieder in der Kerch singe."

"Kroppler", hot der Poter zurieckgebe, "geht's h'naus eh' dass ich die Mannsleit bitt', eich h'nauszutroge."

Wie der Poter desch g'sogt hot, da sein mir Mannsleit auch schon uf den Frank zugange und hen ihn h'nausfiehre wolle. Der ober hot ieber uns und ieber den Poter geschrien:

"Tut's mich jo net anpacke, ihr Dunnerwetter, sonschten gibt's was. Ich geh uf's Gericht und tu eich verkloge und ihr werd's mir prove, wie dass ihr mich beleidigt hobt, vonwege weil ich net katholische Lieder in der Kerch g'sunge hob. Ich werd eich uffweise, wie dass mein Lied im Buch "Geischtlicher Halszieher", was welles Buch mir in Russland ge-used hen, abgedruckt is."

Wie der Frank vom geischtlichen Halszieher gesproche hot, da hen mir auch schon gewiesst, wie dass er ganz b'soffe is. Gleich hen mir ihn gepackt, hen ihn aus der Kerch h'naus, uf einen Schlitten, und ham geschafft.

Wie desch alles vorieber wor, da hot der Poter ein paar von die Singer zu sich ins Pfarrhaus gerufe und hot g'sogt:

"Was is denn desch fier ein "Geistlicher Halszieher" was der Frank gestern uf'm Chor genennt hot?"

"Poter", hot einer von uns zurieckgebe, "mir hen in Russland einen geistlichen Halszieher und eine "Geistliche Halszier" g'hat. Der geistliche Halszieher, desch is die wodka gewest, was wellen Halszieher der Frank auch noch jetzten usen tut, wie ihr's gestern g'sehen hobt. Die "Geistliche Halszier" is ein Gebetbiechlein gewest, was auch Kerchenlieder hot, was welle Lieder mir in Russland g'sunge hen. Do hob ich hier das Buch. Uf Seite 374 könnt's ihr upchecken, was der Frank hot gestern singe wollen."

Wit solle Worte hot er dem Poter das Buch iebergebe und der Poter hot uf Seite 374 g'lese:

"Strenger Richter aller Sünder,
Treuer Vater aller Kinder" usw.

"Jetzten werd ober Schluss gemocht in der Gemeinde mit dem geistlichen Halszieher", hot der Poter nochher g'sogt, "wer mir noch eimol betrunke uf die Strass' oder in die Kerch kommt, dem werd ich den Hals schon ziehen, desch derft's ihr mir glauben, Leit."

Mir alle hen dem Poter versprochen, desch mir net mehr ständen werden, dass die Mannsleit von unsre Gemeinde den Halszieher breiche tun. Uf die Weihnocht hot keiner von uns Mannsleit was getrunke, eh' dass er zur Mitternochtsmess' gange wor.

Nochher, noch der Mitternachtsmess', sell muss ich gestehe, hen mir ein bisserl vom Halszieher ge-used, ober grod nur so viel, bis desch mir ein wenig gut gefiehlt hen. B'soffe hen ich keinen net gesehen und ich bin sure, dass in unsre Gemeinde der Halszieher net mehr so ge-

(Fortsetzung auf Seite 23)

Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

(Fortsetzung folgt)

Und er hatte sich nicht verrechnet. Christel kam. Sie trug ein leeres Körbchen am Arm, in dem sie den Arbeitsleuten das Vesperbrot gebracht hatte.

"Herr Doktor, Sie waren verreist? Und wir hörten, dass auch Ihr Fräulein Schwester verreist sei."

Der Doktor zog das Mädchen sanft neben sich an den Wegrand.

"Verreist—ja verreist—und Fräulein Schwester auch verreist — sie vorneweg, ich hinterher!

"Die Jettel? Ach!"

"Die Jettel! Jawohl! Ausgekniffen, desertiert, genau so wie dieser verfluchte Kerl, der Steiner, — Sie is nämlich — — ausgekniffen!"

"Ja — was sonst? Nur das Alter? Nur das!"

Da stiess das stille Mädchen einen leisen Jubelruf aus und schlang die Arme um den Hals des Mannes und presste das glühende Gesicht an das seine.

Dr. Friedlieb sass ein bisschen ganz still da und stand dann auf.

"Erlauben Sie — das — das ist mir nicht klar!"

Christel schlug die Hände vors Gesicht.

"Mädel, liebes Mädel, sieh mal, einundzwanzig Jahre —"

"Es ist — es ist ganz gleich — es ist gut so!"

"Gut so?" wiederholte Dr. Friedlieb in stupidem Tonfall. Dann setzte er sich wieder.

"Nein, nein, Christel, davon ist keine Rede! Ich durchschaue Sie doch! Aus dem alten, schnauzigen Doktor Friedlieb machen Sie sich doch im Grunde genommen gar nichts! Na, das wird Ihn'n niemand verdenken können! Aber Sie sind eine edle Natur, Sie wollen sich opfern, Sie wollen jetzt, da ich so alleine dastehe, sich opfern. Aber darauf wird nichts! Das wäre unrecht, wenn ich das annähme, wenn ich Sie auch — auch so über alles gern zur Frau möchte."

Sie sass neben ihm, schaute ihn an, fasste ihn an beiden Händen. Tränen rannen über ihre Wangen, und dann schmiegte sie sich an seine Schulter und sagte ihm mitten im schweigenden Walde leise ins Ohr von ihrer Liebe.

Die wilden Bienen summten in Ginster und Klee, der Kuckuck rief von ferne, der Wind fuhr durch die blühenden Zweige der Linde, und Dr. Friedlieb schnitt ein Gesicht, das wirklich nicht geistreich zu nennen, aber das selig war.

* * *

Das Weib sucht bei dem Manne, den es liebt, Schutz. Selbst wenn es keinen Schutz brauchte, würde es doch solchen suchen, würde sich lieber absichtlich schwächer machen, als dass es der holden Gabe entbehrte.

Wilhelm Friedlieb und Christine Hartmann hatten den Wald noch nicht verlassen, als sie ihm die Not ihres Lebens offenbarte.

Sie klagte nicht über ihre freudlose Jugend, nicht über die Mutter, aber sie musste ihm das sagen, wofür ihre Seele keinen Ausweg sah.

"Der fremde Musikant — der Robert Winter ist mein Bruder!"

Dr. Friedlieb, dem sein Glück noch in den Sinnen lag, verstand sie nicht.

Da erzählte sie alles vom Eintreffen Roberts bis auf diesen Tag.

"Es war so schwer zu tragen — so schwer durchzuführen — ich hab' dich oft um Rat bitten wollen — ich durfte nicht — der Vater hatte es mir verboten. Aber jetzt muss ich dir alles sagen."

Langsam begann der Doktor die schwere Sache zu verstehen.

"Und warum — warum sagt ihr 's ihm nicht? Ihr müsst ihm doch reinen Wein einschenken!"

"Der Vater fürchtet sich! — Die Mutter!"

Sie hatte geglaubt, die Entdeckung würde ihn in Erregung versetzen. Das war nicht der Fall.

Ganz ruhig, beinahe belustigt, sagte er:

"Richtig, die Mutter! Na, ein schrecklicher

Angstmeier ist ja der Hartmann, gar kein richtiger Mann, und sie is 'ne böse Nummer! — Doch halt, verflixt, das werden ja jetzt meine Schwiegereltern! Siehst du, Christel, ich bin doch alt, ich kann nich in 'ne richtigen respektvollen Schwiegersohnston reinfinden. Na, ja, er fürchtet sich, — ich versteh' das — und gesorgt hat er für den Robert durch das Testament — das is nu wieder mal anständig von dem Hartmann! Wenigstens nach seinem Tode erkennt er das Kind an. Aber ich, ich alter Esel bin immerfort auf den Robert eifersüchtig gewesen! Auf den Bruder!"

Sein glückliches Lachen hallte durch den Wald.

"Was sollen wir denn machen? Gib mir einen guten Rat. Du bist so klug!"

"Nee, klug nich! Aber, sieh mal, Christel, ich werd' dir einen Rat geben: Wir könn'n nämlich gar nischt machen!" "Ja, siehst du", fuhr er ernster fort, "ich will dich nicht ängstigen, aber es steht doch schlecht mit deinem Vater. Wenn einer mal so 'n Schlaganfall weghat, dann ist die grösste Schonung notwendig. Wenn es jetzt zu einem heftigen Streit zwischen deinen Eltern käme, würde es wahrscheinlich deines Vaters Tod sein."

"Ich weiss es!"

Traurig sah Christel vor sich hin. Dr. Friedlieb grübelte darüber, wie er eine tröstende Zärtlichkeit anbringen könne; es fiel ihm aber nichts anderes ein, als dass er das Mädchen fest am Oberarm nahm.

"Nicht so — nicht so betrübt sein, Christel, 's ist ja auch Unsinn! Der Robert hat 's doch ganz gut so. Das bissel Zeit, da dein Vater noch lebt, kann er sich gedulden. Und dann bringen wir schon alles ins richtige Gleis."

"Wenn er aber vor der Zeit von uns fortgeht — wieder in die Welt hinaus —"

"Das müssen wir verhindern! Ausreissen lass ich ihn nicht! Die anderen Musikanten sind mir zwar ausgerückt, die Jettel auch. Aber bei der Jettel hab' ich's gewusst. Jawohl, gewusst. Ich hab's gemerkt, dass sie zwei Reisekoffer packte. Pack' nur, pack', dachte ich! Damit sie recht unbehelligt flüchten konnte, ging ich aus. In der Pappelallee hab' ich gewartet, und als ich sie fahren sah, da — da sah ich nach der Uhr, ob sie auch 'n Schnellzug noch erwischen würde. Wie ich dann nach Hause kam, habe ich anstandshalber getobt, und am anderen Tage bin ich nachgefahren. Alles nur zum Scheine! Das war 'ne Heuchelei von mir, 'ne Gefühlsroheit! Aber, zum Teufel, ich konnt' mir nich helfen. Sie hat mich zuviel geärgert." Das Mädchen lächelte ein wenig.

"Und wenn ich dich ärgern sollte?"

"Wirste schon, Christel, wirste bestimmt! Jede ärgert! Die eine oft, die andere manchmal! Die Jettel oft, du manchmal! Damit bin ich ganz zufrieden. Und sieh mal, Christel, sieh mal —" Er schrieb mit seinem Stocke in den Sand: — 45 = — 24.

"Also das ist eine Rechnung mit negativen Grössen! Jedes Jahr mehr im Menschenleben ist eine negative Grösse. Bist doch vier Jahre in die Stadtschule gegangen, wirst doch schon kapieren. Also minus fünfundvierzig Jahre, das bin ich und minus vierundzwanzig Jahre, das bist du! Verstehst du, jedes Jahr, das man lebt, ist minus eins. Man steigt in der Ziffer und sinkt im Werte. Es is wie bei den Schulden. Weniger ist da immer mehr. Also, wenn sich so 'ne minus fünfundvierzig neben eine minus vierundzwanzig stellt, das is 'ne Mogelei! Und wenn sich da mal die Vierundzwanzig bissel mausig macht, da kann die Fünfundvierzig gar nischt dagegen knurren, denn sonst rückt die Vierundzwanzig aus, und die Fünfundvierzig steht allein da und zielt mit ihren zwei falschen Gleichheitsbalken in Blaue."

Dr. Friedliebs Augen glänzten. Er hatte das erhebende Gefühl, sich jetzt als Liebhaber unterhaltend und witzig gezeigt zu haben.

Das kluge Mädchen sah lächelnd auf die Rechnung im Sande. Sie wies auf die — 24.

"Und wenn wir da dazu rechnen, was an Hilflosigkeit und an Fehlern da ist und von der Fünfundvierzig abziehen die ganze Tüchtigkeit, die Herzensgüte, die Hochachtung —"

Sie kam nicht weiter. Dr. Friedlieb zerstörte in Hast die Rechnung mit dem Stocke.

"Christel sei still, du hast von Mathematik keine Ahnung! Du kannst nicht zu reinen Zahlen blosse, nichtige Begriffe addieren. Aber du bist ein guter Kerl!"

Vom Schusterseppel

(Fortsetzung von Seite 21)

used werd, bis dass er uns auch den Kopf und den Verstand verzieht.

Und ihr, liebe Leser und Leserinnen, tut's den geistlichen Halszieher, was mir schon in Russland gekennt hen, auch net zu arge usen. Nehmt's lieber die "Geistliche Halszierde" und tut's bete und fromm singe, vonwege weil mir bald mit die Fastenzeit beginne, was welle Zeit für unsere Sünde do is. Und mir alle hen plenty Sünden, sell tut's ihr ja doch wiesse.

Mit sollen Wünschen griesst eich

Der Schusterseppel.

Glückselig schaute er sie an. Und er reichte ihr die Hand.

"Christel, pass auf, es wird gut werden mit uns!"

Ehe sie aus dem Walde traten, bekam er Lust, seiner Braut einen Kuss zu geben, aber es kam ihm zu peinlich vor, und so lenkte er sich selbst ab, indem er sich nach der Scherwenken erkundigte.

* * *

Während des Restes dieses seines Verlobungstages besuchte Dr. Friedlieb noch fünf Patienten, erwog mit dem Liebigbauern die Anlage eines Brunnens, zankte eine Magd aus, die sich für ihre Ausstattung beim Tischler einen "Glasschrank" bestellt hatte, versprach, ans Landratsamt einen Protest wegen ungerechter Verhängung der Hundesperre einzureichen, hatte einen Streit mit der alten Leipelten, weil sie ein Kopftuch unter dem Strohhute trug, und untersuchte die Hosentaschen einiger Dorfbüblein, ob sie auch brauchbare Schneuztüchlein enthielten. Er fand einige Unordentlichkeiten und stellte fest, dass es nicht recht sei, wenn ein verantwortlicher Beamter, wie er, tagelang verreise.

Nach dem Feierabend traf er Robert Winter auf der Strasse. Er nahm den jungen Mann, der darob sehr erstaunte, mit in seine Wohnung.

"Setzen Sie sich, Robert, ich komme gleich wieder!"

Der Doktor brachte zwei Flaschen Wein und stellte sie auf den Tisch.

"Also, Robert, die eine Flasche is Sekt — kostet vier Mark fünfzig Pfennige — die andere ist Mosel — is unter Brüdern zwölf Mark wert. Woll'n mal erst den Mosel trinken."

"Herr Doktor, ich weiss nicht — wie ich zu der Ehre —"

"Woll'n mal erst den Mosel trinken! 'ne Flasche Mosel für zwölf Mark is immer 'ne Ehre! Für Sie und für mich! Also, dass Sie sich nich etwa vor lauter Erstaunen verschlucken — ich hab' mich verlobt!"

Robert Winter verfärbte sich ein wenig.

"Der Herr Doktor haben sich verlobt? — Auf der Reise?"

"Jawohl, Robert — ganz recht — auf der Reise! Ganz richtig geraten — auf der Reise! Musste extra verreisen, um endlich mal dazu zu kommen."

Der Doktor lachte, dass er sich schüttelte. Der Musikant aber sass ganz betreten da.

"Arme Christel!" entfuhr es ihm.

"Na, hör'n Sie mal, Robert, das find' ich nu nich gerade sehr höflich von Ihnen! Es ist ja wahr, ich hab' mir 's auch lange bedacht aber —"

"Verzeihen nur der Herr Doktor, es is mir so rausgefahren, mir tut halt das Mädchen leid, der Herr Doktor wissen ja nich —"

"Was weiss ich nicht? Hat sich Ihnen die Christel anvertraut?"

Der Musikant nickte.

"Und da sagen Sie, das Mädel tut Ihnen leid?"

"Ja, ich sollte auch gewiss nichts verraten, es is mir jetzt so entschlüpft —"

"Raus mit der Sprache! Was hat sie gesagt? Ich muss das wissen! Sie wären ein grundschlechter Mensch, Robert, wenn Sie mir's nicht sagten. Es hängt alles davon ab, mein Glück, Christels Glück! Ist sie — ist sie unglücklich?"

"Ja, die Verlobung muss sie ja unglücklich machen!"

"Muss sie unglücklich machen? So! — So! — Muss sie unglücklich machen! Na dann — sowas lässt sich ja Gott sei Dank rückgängig machen."

"O, nein, Herr Doktor, nicht doch — ich weiss ja nicht, was ich sag', sie kann ja ihren Sinn seitdem geändert haben."

"Was heisst seitdem? Seit Sie mit ihr gesprochen haben? Seitdem den Sinn geändert? Sehr gut! Das ginge ja flinker wie bei einer Wetterfahne! — Man soll sich nich mit Weibern einlassen."

Der Doktor hieb sein Weinglas auf, dass es zerbrach.

Robert Winter sass mit bleichem Gesicht da.

"Was geht Sie das überhaupt an?" brüllte der Doktor auf ihn los. "Wann — wann haben Sie mit der Christel gesprochen?"

"O, es ist wohl über ein halbes Jahr her."

Der Doktor starrte ihn an.

"Ein halbes Jahr? — Ja, Mensch, was — was haben Sie denn vor einem halben Jahr von meiner Verlobung sprechen kkönnen?"

"Von Ihrer Verlobung natürlich nicht, Herr Doktor; aber, ach Gott, ich war ja schuld, ich hatte mich da mal so dumm benommen, und da sagte mir die Christel —"

"Was sagte sie?"

"Es gibt nur einen Mann, den ich lieb hab' und den ich heiraten möchte, aber der gar nicht daran denkt, und das ist —"

"Wer ist das? Wer? Wer ist der Kerl? Wer ist der Lausekerl?"

"Sie! — Sie, Herr Doktor!"

Dr. Friedlieb ging langsam um den Tisch und setzte sich aufs Sofa.

"Ich? Erlauben Sie mal, Robert!"

Mehr war er nicht imstande zu sagen.

"Ja, Sie, Herr Doktor! Und wenn jetzt die Christel hören wird, dass Sie sich auf der Reise verlobt haben, da wird sie natürlich — sehr un-

glücklich sein, und weil sie so ein gutes, liebes Mädchen ist, tut sie mir halt leid."

Dr. Friedlieb sas ganz still. Ganz leise nur grunzte er oder stiess ein kurzes, meckriges Lachen aus. Dabei zeigte er abwechselnd mit dem Zeigefinger nach Roberts Stirn und nach seiner Stirn. Schliesslich sagte er mit Ueberzeugung und grosser Herzlichkeit:

"Robert, Sie sind ein Kamel!"

"Das heisst", setzte er hinzu, "immer hübsch unparteiisch: ich bin auch eins. Also, sehen Sie, da liegt mein schöner Römer in Scherben, und der gute Wein auf Jettels guter, gehäckelter Tischdeccke. Weil wir Kamele sind! Also, Robert, jetzt werde ich Ihnen mal 'ne Sonne aufgehen lassen: die Christel, das is ja eben die, mit der ich mich verlobt habe."

"A — ch! Die Christel! A — ch! Und Sie sagten auf der Reise?"

"Auf der Reise! Auf 'm Wege vom Bahnhof hierher! Hatte die Reisetasche und 's Paraplue dabei in den Händen und noch den Lokomotivruss im Gesichte."

Kleine Missverständnisse machen die Menschen rasch vertraut miteinander, sie schlagen leichte, intime Brücken von Seele zu Seele. So bei diesen Männern, die sich bisher fast fremd geblieben waren.

Beim dritten Glase fragte Dr. Friedlieb:

"Also unpassend benommen haben Sie sich mal gegen die Christel? Sind ja 'n toller Kerl! Sowas hätt' ich Ihnen Duckmäuser gar nicht zugetraut. Was ist denn los gewesen?"

Robert Winter war blutrot.

"Herr Doktor, ich kann — ich will — bitte, erlassen Sie mir das!"

Der Doktor brummte. Nach einer Weile sagte er:

"Ich kann mir's denken: Die Christel ist sehr freundschaftlich zu Ihnen gewesen, und da haben Sie gedacht. sie sei in Sie verliebt."

Den Musikanten fasste Beschämung. Er stand auf. "Herr Doktor, ich möchte nach Hause —".

"Nee, nee, keene Spur! Ich hab' nämlich ganz dasselbe gedacht. Ja, sehen Sie, der Mensch kann sich täuschen. Wenn z. B. hier im Dorfe mal 'ne Witwe war, und ich kümmerte mich 'n bissel um sie, weil ich dachte, das wär' so meine Pflicht und Schuldigkeit, gleich dachten die alten Schachteln, ich hätte Absichten. Mit Witwen ist das überhaupt immer schwierig, die erschweren einem die soziale Fürsorge kolossal. Um mal auf was anderes zu kommen: Sehn Sie, Robert, von unserer Verlobung weiss ausser Ihnen noch niemand was. Hartmann is krank, ich muss mal 'ne gute Stunde abpassen, dass ich's ihm sage, sonst erschrickt er am Ende zu sehr, weil ich doch einundzwanzig Jahre älter bin. Der Frau gönn' ich 's ja, denn der würde ich kaum sehr grün werden, und wenn ich Sultan wäre und von ihr dreissig Töchter heiratete. Aber sie würde raufgehen und 'm Alten 'ne Szene machen. Also muss ich mir 's verkneifen und kann sie mit der Verlobung erst später ärgern. Der Berthold is 'n dummer Kerl; also sind von der ganzen Familie bloss Sie übrig, dem ich mich anvertrauen kann."

Robert Winter lächelte ein wenig.

"Von der ganzen Familie sagen der Herr Doktor?"

Friedlieb erschrak ein bisschen und nahm sich vor, sich nicht zu verraten.

"Ja, nu ich meine, Sie sind doch so 'n bissel was wie Pflegesohn. Sie sind doch nich wie 'n gewöhnlicher Angestellter. Sie müssen doch jetzt die ganze Geschichte dort über Wasser halten. Na, und die Christel, die behandelt Sie doch wirklich wie 'n Bruder."

Der Musikant sass vor dem Doktor mit roten Wangen.

"Ja, das is wahr! Wenn ich eine Schwester hätte, sie könnte nicht besser zu mir sein als Fräulein Christel. Und deswegen erschrak ich vorhin so ,und deswegen freu' ich mich jetzt so, dass es zwischen ihr und Ihnen, Herr Doktor, so gekommen ist."

Dr. Friedlieb wandte sich ab und trat ans Fenster.

"Freilich", fuhr Robert fort, "freilich für mich ist es schlimm, denn wenn Fräulein Christel aus dem Hause fortgeht, dann werd' ich auch nicht mehr bleiben."

Mit einem Ruck drehte sich Dr. Friedlieb um. "Das ist Unsinn! Greulicher Unsinn! Mensch, das werden Sie nicht tun, Sie werden auf alle Fälle dableiben, auf alle Fälle abwarten!"

"Herr Doktor, das können Sie mir nicht verdenken! Ich bin mit meinen früheren Kameraden nicht fortgegangen, ob sie mir auch so zugeredet haben. Ich wollte aushalten, hauptsächlich der Christel wegen, weil sie immer freundlich war, weil ich immer spürte, die hat mich gern, der bin ich nicht im Wege".

(Fortsetzung)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Between You and Me . . .

● We would like first of all to thank all friends and readers who have sent us letters of greetings and appreciation during the Christmas season. Many of you used the opportunity to renew your subscriptions which we of course greatly appreciated. To most of you we owe an apology and perhaps an acknowledgment for your letter and subscription. Unfortunately we have been terribly handicapped because of lack of help and time to answer promptly. We regret all this and ask you to overlook the delays. In the meantime, just look at the address and date line on this copy of the Marienbote and see if everything is as it should be. If the date has not been changed according to the amount of your remittance, please let us know and we will correct it for you. We would like to suggest that those who are in arrears use the coupon on the back cover when sending in their renewals.

● After clearing the deck, so to say, we would like to give you a glance over the leading articles in this issue. "Catholic Press Month" is the subject of the Seasonal Thought for this month. Most of us are inclined to leave the Press fight for itself, forgetting that it is the readers and the subscribers who control, hinder or encourage the editors and publishers.

● Now that Co-operatives are here to stay and are well advertised through the work of the Commission which is travelling across Canada, Father George Walliser's article "Co-operatives—Principles of Operation" should help to clear away the remaining doubts about the successful operation of these unions.

● "Lord, Teach Us to Pray" and "Wasted Pain" are copies of articles which were printed in "Our Good Samaritan" and which are very appropriate for the time of year as well as for those who have much to suffer and to put up with here on earth.

● Apparently most of us like the Western stories, for we do receive some fine comments about them. Most of them are reprints of stories about the West and many of these are from the typewriter of John Patrick Gillese, who is well known to many of our readers in Alberta.

"The End of the Trail" will be the last of this series of stories about life in the backwoods in our western province.

● We have received many questions for both the Medical Corner and the Question Box. I would ask those who wish us to answer their letters in these columns to be satisfied with briefer answers in order that no one will have to wait more than a month for their answer.

● May I suggest again that a friend of yours would like to receive a copy of the Marienbote—so why not send us his name and we will gladly forward a sample copy.

Vol. XIII. February, 1945. No. 5.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

. . . *Catholic Press Month* . . .

Do you know why we are writing about the Catholic Press this month? Of course. February is Catholic Press month. All of us are supposed to do a bit of thinking along these lines. We could have a long discussion of the importance of the Catholic Press, but won't. Let's just take a few minutes and think along these lines.

What the compass is to the seaman, to the air pilot, to the explorer, that is what the Catholic Press is to the Catholic determined to keep his bearings in a tossing sea of anti-religious movements, in the turbulent air of conflicting beliefs and isms, in the trackless wastes of hitherto unknown questions. Scattered over the face of the earth, there are millions who look upon the Catholic Press as a most reliable instrument in the work of leading men from the ignorance, error and unbelief still so common in our own times.

However, in recent days the Catholic Church, the Catholic Press, and we Catholics in general, have been the object of attack from various organizations. Our duty now is to defend the Church and its teachings, the Press and its leadership, as well as our common Catholic family life. The means of bringing this about is through the use of reliable instruments capable of achieving the unity and solidarity of the Catholic people.

Or to put it in another way. Man's mind is the director of his action. As he thinks, so he lives. Correct thinking means correct living, or at least gives the correct directives for correct living. Who is the first source of these correct directives? God. Who proclaims God's laws of living to mankind? Christ. Who was commissioned by Christ to continue the promulgation to succeeding generations? The Church. What means does the Church use? One of the principal ones is the Catholic Press.

That's the chief function of Catholic papers and periodicals. See why it's so essential to support them? It all boils down to the supreme necessity of winning mankind to Christ. On one who can't see that necessity as supreme or even important, appeals to support the Catholic Press have little effect. What about yourself?

Now, if you're open to suggestions, may we offer this one? It's the same old story—but we have to repeat it if we want to keep saying anything at all. How about renewing your Marienbote subscription this month? Or if you are merely a reader, how about sending in your dollar for a new subscription . . . which certainly is a low price to pay for this monthly magazine and the preservation and support of your Church, your Catholic Press and your Catholic family. There is a very convenient order form on the inside back cover.

What some men look upon as virility, such as cursing, impure stories, and boasting of sins, is but weakness and cowardice.

One thing about temptations against purity, you know when they are present and can take the means to fight them.

The first fruit of disillusionment should be wisdom, not bitterness.

There is pride in every wrong one does. You can prove it by a calm and cool analysis of conscience.

There is a dangerous similarity between passion and love. Youth often does not distinguish that which is passion and that which is love.

Co-operatives — Principles

George Walliser, O.M.I.

Co-operatives are definitely in the limelight. Our government is giving them the strongest backing. We hear them mentioned on the radio. There is much written about them in the newspapers. Here and there we see small beginnings of co-operatives and some of us wonder what the purpose of the whole thing is. Unless the basic principles of co-operation are known and understood, there will not be any response to all the appeals being made for the ordinary man to join the movement.

There are seven principles of the movement which must be adhered to rigidly if success is to come. The first three principles constitute the basic difference between profit business and co-operative business.

1) The first principle is one of democratic control. Briefly it may be described by the phrase: "One man, one vote." This implies that it matters not how much money you may have invested in the business or how many shares of stock you own, you have but one vote. This principle insures that neither the rich man nor the clever man has any more to say in the running of the business than has the poor man or the uneducated man. This definitely prevents any designing group from ever getting a strangle hold on the economic lives of the people.

2) The second fundamental principle is: "A fixed rate of interest on money invested in the business." This appears very simple and reasonable, but it is not what is practised in business as we know it to-day. In big business about us, a man may buy stock in a company and if business is good, these shares rise in value and he may turn over huge profits. In co-operative business, the value of stock always remains the same. The shareholder gets only a fixed rate of interest on the money he has invested in the business. In this way there is no likelihood of huge profits. There is likewise, no chance of that business contributing to either a depression or to a boom in business generally. No one man can buy his way into power in a co-operative. There are profits of course in co-operative business as in every other form of enterprise which is sound. These profits are divided according to the third basic principle of operation.

3) "The earnings of the business are refunded to the members on the basis of their patronage." This is the most important of the three basic principles for it makes co-operatives different from every other form of business. It is the last word in social justice. Through this principle the business man or manager, will get a just reward for his services and not a fabulous and absurd profit. The earnings too, are not shared amongst the shareholders according to their invested capital, but accordingly as they helped to create the earnings, that is, according to the amount of their purchases in the business year. This then insures a return for every cent of purchase. It pipes back to the individual a just share of the nation's wealth i.e. its earnings.

There are other minor principles. These are not as important as the three just mentioned, but they are important in order to insure success to any co-operative.

4) Fourth principle: "Part of the savings are put aside for the education of the members." This is very important, especially because the co-operative idea is new to us and the present growth of the movement is slow.

5) Fifth principle: "In a co-operative store, goods should be sold at current prices." This seems strange to those unacquainted with the movement. They imagine that they ought to get things at bargain prices. They do not realize that a co-operative could sell goods at fantastically high prices without hurting the members who purchase there. If the situation is examined closely, we find that the price in any store must first pay for the cost of the goods. The selling price must be enough to pay the salary of clerks; for depreciation; for interest on capital and for any other expenses incurred. After all that, there usually is a surplus which goes to the owner of the store. In ordinary business one man gets it. In co-operatives, this is divided amongst the

of Operation

members in proportion to their purchases. It is thus to miss the point, if someone asks: "I wonder if these co-operatives can sell as cheaply as the chain stores." Even if we had to lose money in order to get possession of these powerful institutions, we would be well repaid in the long run. Even the big corporations undersell at times to eliminate competitors, though they usually get it back doubly once the competitor is out of the way. Even by selling at current prices, the co-operative is cheaper in the end than any other store, if the refund is considered.

6) The sixth principle: "All business should be done for cash." This too is hard for the uninformed person to understand. People are so used to getting credit that they cannot understand how an institution that should help the people should sell for cash only. We know, however, that credit enslaves the people. No man is free as long as he is in debt. Credit has been the greatest evil in the economic world of to-day. Nor can the business man who gives credit, expect to be considered as the benefactor of mankind. His capital comes from the people who buy his goods. He is merely serving to aggravate an already serious evil.

7) The seventh principle: "Open membership." If co-operatives are to succeed, they must appeal to all. No one is to be barred, because of political, religious or racial reasons. This is practical christianity.

These are seven sound principles of co-operation. No better system has ever been found, whereby the people can obtain social justice and the control of their own economic destiny.

Time is short, your obligations are infinite. Are your houses regulated, your children instructed, the afflicted relieved, the poor visited, the work of piety accomplished?

The Man with a Pitcher

Peter and John were sent ahead to the next town to make arrangements. They were told by Christ, that they would see "a man carrying a pitcher of water". Follow this man, and he would lead them to the house (which was to be the scene of the Last Supper). It was an easy thing for them to single out this man, for, to see a MAN carrying a pitcher—(WOMAN'S work!)—was as UNUSUAL in those days, as to see a man reading the Bible on a train today. To **"carry the pitcher"**, by carrying on for Christ among others . . . is often to invite smiles — that we are either effeminate, fanatical, or a little queer. Common failing of men is to want to appear **manly,** by being rough and tough. Because of this fallen trait, most men carry their religion in public, as gingerly, and apologetically! as a lady's umbrella. Fellow-workers of a young Catholic, found a Crucifix, and placed It "as a joke" on the young man's desk, hoping to "get a laugh" when he found it. The youth picked up the Crucifix, kissed It, thumb-tacked It to the wall over his desk. It was an "odd" thing to do — in a day and age like this . . . and, in an office. But this young man **set a pace** for his co-workers, when he thus **"carried the pitcher"** for Christ. One of those who laughed, has since followed this **"man with a pitcher"** to today's Last Supper . . . in the Church.

LORD, TEACH US TO PRAY

The Scriptures tell us that the people were in constant admiration of the teaching of our Lord. Not only did they harken attentively to the Man who spoke as none had spoken before, and with authority exceeding that of scribe and pharisee; but they also asked Him to teach them the divine truths, show them the way of salvation, and explain away the difficulties which disturbed their minds.

Of these requests made of the Great Teacher none should prove more instructive to us than the one contained in the following passage: "And it came to pass as he was praying in a certain place, that when he ceased, one of his disciples said to him, 'Lord, teach us to pray, even as John also taught his disciple.' " And the Master who prayed as none other could pray taught His disciples and us the beautiful Lord's Prayer.

In the spirit of the disciples of our Saviour every Christian should beg of his Lord to teach him to pray, for prayer is the sure road to salvation, the most important duty in our Christian life, the summary and complement of all the means of perfection. In his masterly work on the "Spiritual Life" the theologian Tanquerey says that prayer is a "desire for perfection, since no one would sincerely pray who did not wish to become better. It presupposes some knowledge of God and of self, it establishes some relation between the two. It conforms our will to that of God," for it rests on submission to our Sovereign Master. It "perfects all these acts, by bringing us in all humility before the Majesty of God in order to adore Him, and to implore new graces" from Him.

All Christians should ask the Saviour to teach them to pray. All should be insistent in continuing to ask the Lord, "Teach us to pray." But none should be more insistent than those who practice the devotion to the Precious Blood, for there is an altogether singular and intimate bond between this devotion and prayer, a bond that arises from the very nature of prayer itself. Conscious of this intimate connection between the devotion to the Precious Blood and prayer, the pious soul who is devoted to the Price of Our Salvation will frequently repeat the request of the disciples: "Lord, teach us to pray, teach me to adore and love the Blood shed for my soul's salvation.

Prayer may be called the raising of the mind and heart to God to worship Him, to ask Him for the things we need and to enjoy familiar conversation with Him. We adore His Supreme Majesty, we thank Him, our Supreme Benefactor, and we seek pardon for our many offenses; and the fruit of our worship is loving friendship between Creator and creature. When we worship the God-man we prostrate ourselves before His whole sacred Humanity, His Body and Blood. Through Him we worship the Triune God, for through the Son we adore the Father and the Holy Ghost.

In our worship of the God-man we are especially concerned with His Blood, because He became man in order to shed His Blood for us. He is our Redeemer especially through the shedding of His Blood, and it is through this same Blood that we are enabled to offer the Sacrifice of Calvary through the Mystic Blood-shedding of the Holy Mass. In the Mass we offer to God the divine-human Blood in a manner prescribed for all mankind. This is our most excellent form of prayer.

By his very nature man is obliged not only to pray, but to offer the prayer of sacrifice. In the Old Testament God Himself not only prescribed this form of prayer but laid down exact rules for the various offerings. Pagans, responsive to the impulse of nature and perchance to some half-lost ancient revelation, offered sacrifice to God. All sacrifices which were pleasing to God in some manner foreshadowed the Sacrifice of Blood offered on Calvary, and from It they had whatever power and efficacy they possessed. Especially noteworthy in the Old Testament is the offering of the Paschal Lamb which was a type of the Lamb of God which was slain for the sins of the world. Now indeed the sacrifices of the Old Law are abolished, but many are still obliged to offer sacrifice, the one true sacrifice of Calvary. And the form is likewise prescribed by God, it is the mystic offering of the Blood of Calvary in the Mass. Wherefore all must offer up the Blood of the Mass. Not to do so would be to neglect a most fundamental law of God, deprive the Almighty of the greatest honor we can pay to Him, and ignore one of the most important acts of religion.

In prayer man adores God in the name of all creation, a creation which is urged and purified by the Precious Blood. Only through the Blood has creation any gift acceptable to God. Divine and infinite in value, It is nevertheless a created gift and ours to offer.

WASTED PAIN

Not many years ago God sent into a forgetful world a young girl who should teach it the means whereby He wishes every Catholic to be a real missionary and to share in the Divine Romance of winning the world to Christ. This girl never went to pagan countries: she apparently did nothing at all extraordinary, yet her influence extended over boundless oceans, circled the globe, and touched all lands with its sacred influence. You have probably guessed already that this young lady is no other than St. Teresa of the Child Jesus.

And how did she do it? One incident taken from her life will reveal the secret. In her last illness she took a short walk each day, on the infirmarian's advice. Noticing how much the effort cost her, a Sister said to her: "Teresa, you are sufferring so much. You would do much better to take a rest." — "That is true," she replied, "But do you know what gives me strength? I offer each step for some missionary, thinking that somewhere, far away, one of them is worn out by his apostolic labors; and to lessen his fatigue, I offer mine to God."

There you have it! Who amongst us is not faced with daily toils and sufferings? Why not, as the "Little Flower", offer them to God to gain new strength for some far-off Missionary? Teresa was a brave soul, all afire with love for God. When circumstances prevented her from going to distant lands, just as they are preventing you, she did not on that account give up her zeal for souls. She offered every pang and pain for the sanctification of her soul and the souls of others.

There is nothing more tragic in all the world today than "wasted pain." Think how much suffering there is in hospitals, among the poor, and the bereaved, and how much of that suffering goes to waste. How many lonesome, suffering, abandoned, and crucified souls are saying with our Lord at the moment of consecration, "This is my body, take it?" And yet, that is what we all should be saying at that second: "Here is my body, take it. Here is my blood, take it. Here is my soul, my will, my energy, my property, my wealth—all that I have. It is Thine. Take it! Consecrate it! Transmute the poor bread of my life into Thy Divine Life, mingle the wine of my wasted life with Thy Divine Spirit; unite my broken heart with Thy Heart; change my cross into a crucifix. Let not my abandonment and my sorrow and my bereavement go to waste. Gather up the fragments, and as the drop of water is absorbed by the wine at the Offertory of the Mass, let my life be absorbed in Thine. Let my little cross be entwined with Thy Great Cross so that I may purchase the joys of everlasting happiness for myself and others."

Arise, Christian souls! Life is not a monotonous round of daily duties. Sanctify every second of the day, glorify every practice of life, consecrate every pain, drink a few drops of the bitterness that overflowed the chalice of Gethsemane—be a co-operator with Christ in the redemption of the human race. Sanctify pain.

—"Our Good Samaritan" Quarterly.

MIRACLES

If you believe in God, no explanation is necessary. If you do not believe in God, no explanation is possible.

In 352, the Church elected a free slave to the Papacy. This Pope reigned for 14 years. He is a canonized saint.

We are all one in Christ Jesus.

Our civilization must recover its Christian soul, or die.

The End of the

On a dirty rainy evening in August, Ed Jones came to the Jacksons' JB spread in the upper isolated reaches of frontier Paddle valley in Canada. He was lean and tired, and in his blue eyes were such naked depths of suffering as black-haired Judy Jackson had never seen before. Her heart went out to the hungry wanderer.

"Work!" old Bill Jackson exploded when Ed hesitantly asked for a job as cowpuncher. All summer the two Jackons had been looking steadily for a hired man. With the war shortage, with good jobs everywhere, few of them cared to stay in lonely Paddle valley. And Judy and her dad needed one at least—one who would stay a year. By then they'd have finished enough young beef to clear the mortgage off their ranch. After that it would be pretty clear sailing.

And now here was Ed Jones begging for a job, "no matter if you can't afford to pay me nothing." The dumb agony was shining so brightly in his eyes that Judy had to leave the kitchen so he wouldn't see the tears in her own.

Ed Jones had the bunkhouse to himself, but Judy and old Bill told him he was to make himself at home in the log ranch house. Quietly he thanked them, but he never took advantage of their offer—except to get his meals and sometimes play a checker game with Bill.

The first morning, after the men had gone to do some fencing on the meadow land across the Paddle, Judy went into the bunk-house to make the bed and clean up. To her surprise, she found it already made.

"You shouldn't have done that," she told Ed when, tired and sweat-choked, they rode back at sundown. "I'll make the beds, Ed. You have hard enough work to do."

He turned his head away quickly and mumbled that he didn't want to give them any more trouble than he had to; and it came to Judy with such a pitiful shock that it left her crying. She wanted to go to him and comfort him and erase that look from his eyes forever.

"Judy, what a worker!" her father exclaimed when the young cowhand had gone away to the silence of the bunkhouse. "He's the only man I've ever had to tell not to work himself to death!"

Judy said fiercely, "Daddy, we'll be good to him! He's so lonely for friendship and kindness."

In the weeks that followed, everything ran ahead of schedule on the JB. Ed Jones did ten men's work. When rheumatism laid up old Bill, Ed sweated alone in the thick autumn heat, hauling the stacked hay across the river to winter corrals. He mended fences, cleaned water holes, fixed the barns and threw up new shelters for the young stock.

When the coarse grain ripened, he harvested it, working long hours in the dust and heat. Judy brought him tea in the mornings and afternoons, and he drank it gratefully atop the binder or against the brief ease of a wheat shock.

"You're ... you're so wonderful, Ed!" Judy said once; and all the piled-up misery was there again in his young eyes when he looked at her. Without a word, he went back to slinging sheaves.

She wondered what unhappy incident in the past had darkened his whole life so.

They were together a lot. Bringing in the stock from leased lands, Judy rode by his side in the saddle. She did not miss the way he worked, so that she had very little work to do; and it filled her woman's heart with glad, thick tenderness.

They drove the fall beef to market together when old Bill was laid up again; and then, with something both reckless and broken in his eyes, Ed took her into the Chinaman's cafe and bought her ice cream.

Moonlight dusked the far swinging bushland as they rode slowly home. Ed was silent, his head bent the way it always was when she saw the misery in his heart. In the hard barnyard, he took the horses into the barn. Judy was still waiting when he came out.

Trail

by John Patrick Gillese

Somehow they were in each other's arms. He bent his head to kiss her—and then he drew back suddenly.

"Forgive me, Judy," he whispered brokenly. "I can't explain."

And he was gone to the loneliness of his bunkhouse.

Judy lay awake a long time, trying to think of some way to help him. She was miserable because he was. All day the hope had lain in her heart that he would kiss her, ask her to marry him. Something was holding him back. Could it be because he thought she was rich and he had nothing? She smiled in the darkness. Tomorrow she'd forget pride and tell him that was ridiculous, that they still didn't own the ranch he was working on.

The next day, cleaning up in the bunkhouse, she found the papers that upset her whole world. One was a reward poster offering $500 for information leading to the arrest of Edward Ireland, wanted for murder—and the face on the poster belonged to Ed Jones! The other was a newspaper clipping of the murder. With sick horror in her breast, Judy read it through.

Ed and Mack Dutton had been partners working on a ranch of old Tom Whitlock. After a spring sale the old man was found murdered. Mack had a sound alibi. Ed's gloves were lying by the body, the old man's watch was found on Ed's person, and he had no way of proving his whereabouts at the time of the murder. The paper claimed that a verdict of guilty would certainly be pronounced. And then Ed Ireland had escaped, eluding all efforts of the police to trail him.

Judy looked into the little mirror she had nailed up for him to use. Her face was white, her eyes big and scared. He had murdered one rancher; he might ...

"Oh, no!" Judy moaned faintly. "Ed wouldn't ... he wouldn't!"

Why, she'd seen him handle one of her chickens so tenderly, his fingers as soft as a woman's while he'd set the broken leg.

She should tell the police, she knew. It was her duty as a citizen.

And then stubborn resolve crept into Judy's breast. Her heart beat a little thickly as she thought of the crucified look in his eyes, his loneliness, his pathetic gratefulness for every little kindness.

Carefully she put the clippings back.

She watched Ed more than ever. Watched how his eyes turned to heaven as they rode up the spruce trail from the river at supper time. Watched him draw in great gulps of the clear northern air. Watched him turn and look back over the valley, as if every evening might be his last.

"Ed," she said one night, "it's wonderful to be free, isn't it?"

"Yes, Judy." The dusk hid his features, but his voice was quiet. "A girl wouldn't know what it's like. Only a man—a man who was born on the trail. I've been riding, Judy, since I could talk. I've been working in rain and shine and the icy blasts of winter. I've been free—free to lie under the freezing stars of a spring night ..."

He broke off suddenly then; but Judy had glimpsed his soul. Her heart cried back in answer. But she was afraid—afraid for him and for her love. Where would it all end? Would it be only a runaway trail to death?

It was Sunday, and for once Ed was in the house with them. Outside, the first gray powdered snow was falling, faintly obscuring the black forests of Paddle valley. It was quiet, and old Bill was searching for news on the radio when the special flash came.

"Anyone knowing the whereabouts of Edward Ireland, a cowboy wanted in connection with the slaying of Thomas Whitlock, is urged to communicate with the nearest police station at once. Edward Ireland is also asked, wherever he is, to return at once. The man is five feet eleven—"

Bill turned the knob. "Ain't it terrible what some people will do for money?"

Judy kept watching the loose falling snow, trying with all her will-power not to turn and stare at Ed. Suppose he knew that she knew!

His voice came quietly. "Would you care to walk along the Paddle, Judy?"

For a minute she had the wild desire to refuse. Then seeing his eyes, she smiled and got her jacket and parka.

It was nice under the green soughing pines, with the airy gray-black flakes swirling down to the frozen river.

Ed held her mittened hands and smiled in a way that wrenched her heart. "I want to tell you today, Judy. I'm a poor hand at words—but outside of a partner I had once, you're the only person who's ever been good to me." He kissed the wet tears pooling on her dark lashes.

Her heart beat fiercely. If he had done it, it had been an accident. He was so lovable, so gentle ... So ran her thoughts.

The snow piled steadily deeper. The wind grew colder till it was only a knife blade, thin and paring. The winter sun slept in its brief southern trail over the dark snow-splotched spruce covering the brows of the hills.

Ed, a veteran of the trail, read the signs. "Going to be a terrible blizzard and cold snap," he said sagely.

They had 40 head of crazy young cattle still across the frozen Paddle. Ed and Bill worked hurriedly to finish the feeding corrals.

Judy went to town to do her Christmas shopping. It was three days before Christmas, and the stores were gay and warm, with their colors and holly wreaths and good cheer. Even in wartime it was a lovely Christmas. Or it would have been for Judy if ... if it hadn't been for Ed's burden.

As she was going down the hard snowy street, the low voice of Constable Elk froze her in the wind. His gloved hand held out the reward poster before her eyes.

"Miss Jackson, does this man work for you? It's important that we find him."

Judy looked at him, wide-eyed and shivering. "You should know our hired hands," she replied lightly. "You haven't seen him around the JB, have you?" With that, she dismissed the subject, smiled and walked quickly away.

From the corner she saw the constable staring stupidly after her, his gloved hand scratching his forehead.

Judy rode fast through the icy wind, through the dry drifts, down the loose hill trails, along the glaring wind-swept flats. As she galloped into the barnyard she saw Ed getting out the horses.

Her father was coming out of the house, bundled up in his heavy winter mackinaw. "We waited too long, Judy!" he yelled at her. "Ed says the storm'll strike any minute—the instant the wind hits the northeast. It's going to be a real woolly-whipper. If we don't get those yearlings across the river by then, good-by to our ranch."

Judy stood a moment, about to speak, then changed her mind. She had to think of the years her old father had slaved to get that ranch. "I'm going with you," she decided—and all their arguing and pleading was to no avail.

"Once we get them started home," Judy planned, "I'll tell Ed and he can keep on riding over the hills. Dad and I'll get them back somehow."

It got colder and the wind kept shifting uneasily as they rode down over the low black hills into the murky evening . At night they threw their blankets between two great fires in the spruce. Fly-away flakes sizzled into the flames. Ed sat, his white face outlined by the blaze, staring at nothing.

"He seems to know," Judy thought, her insides

They had rounded up the last of the yearlings when the wind switched to northeast. For a space there was dead gray calm. Then the snow came on a driving wind that froze Judy in the saddle. The cattle bawled and huddled together.

"It's a prairie blizzard!" The words were torn from old Bill. They couldn't see ten feet ahead. "Ed! We're done for! The trail's gone already!"

Over the thickness of the wind Ed's voice came, calm and unafraid. 'Keep the cattle moving. I know blizzards. I'll get you there."

"No!" Judy rode up, the tears freezing on her cheeks. She sobbed out the story. "Elk will be waiting, I know. Oh, Ed, get away while you can!"

Bill's face was a mask of unbelief. Ed's was tight-lipped.

"So it's the end of the trail?" he said, his voice grimly soft. "I'll get you home. Keep them moving."

It was a nightmare ride for Judy. Her sense of direction was hopelessly lost. She could barely see the forms of the cattle ahead of her. Once in a while she saw Ed riding to her left, heard him roaring at the cattle, heard their muted lowing.

Judy knew that if Ed was wrong they'd all perish before morning. Men had died ten feet from their doors in such blizzards.

They rolled, exhausted and frozen, into the barnyard at evening. Ed attended to the cattle while Bill and Judy thawed out.

Judy made coffee. The men gulped it. The crucifixion was in Ed Jones'—Edward Ireland's—eyes. Old Bill, shaking like a leaf, kept asking how he'd got them out of it.

Ed smiled bleakly. "I was born on the trail. The blizzard was from the northeast. I kept the wind always on our right cheeks." He stood up. "Thank you for all you've done for me. Thank you for being very kind—"

There was a knock at the door. Judy admitted Constable Elk. Ed, hat in hand, looked resigned.

"Going some place?" Elk said, pulling a paper from his pocket. "Once, Ireland, you were wanted for murder. You did an unforgivable thing by breaking jail, but the Crown is willing to overlook that. Here is your pardon. Or, I should say, the Crown's apology."

Ed's face worked, but no sound came.

Elk explained briefly. After Ed's disappearance, Mack Dutton was observed to be spending a lot of money. Investigation and loose talk when he was drunk placed the murder on his head. He told how he had planted Ed's gloves by the dead man. The man who had been his alibi was connected with the crime too — and the two had started fighting over which was the most to blame.

Ed said slowly, "I told them Mr. Whitlock had given me his watch, when my own had stopped. . ."

"Never try running away again though," Elk said gruffly from the doorway. Then he called out cheerily, "You'll be having a happy new year, cowboy!"

They were alone at last. The fire was low. The snow fell steadily. Judy put her arms around his neck. She was crying.

"The end of the trail, Ed. Oh, darling, my new year is going to be happy, too!"

There were tears in Ed's eyes. Tears of pity. "Poor old partner—poor Mack Dutton," he said.

Do you know that . . .

★ "Christian Marriage" will be the subject of a series of five talks over the CBC network on Sundays, beginning on January 28. This program begins at 12.30 p.m. M.D.T. and is sponsored by the National Catholic Hour.

★ The Vatican has given official recognition to the Government of General de Gaulle, as the Government of the French Republic.

★ The Knights of Columbus here in Saskatchewan are sponsoring a province-wide appeal for support and aid of the St. Patrick's Orphanage, Prince Albert, and St. Ann's Orphanage, Ituna. An objective of $20,000 was set for this St. Patrick's Day Orphanage appeal, at a meeting of the Saskatchewan State Orphanage Committee of the Knights of Columbus, held at Saskatoon.

★ A Catholic Institute of the Press has been recently organized and plans have been made to have a permanent office in New York whereby Catholic information could be more easily disseminated to the secular press. The Institute has other plans in mind as regards the welfare of its members who are mostly employees of newspaper, magazine, and radio organizations.

★ The parishioners of the extensive Hudson Bay Vicariate in the post-war period are to receive the benefits of a new plan which their Apostolic Vicar has inaugurated. According to news which has issued from St. Louis, Mo., Bishop March Lacroix, O.M.I., the Apostolic Vicar of Hudson Bay, has asked many of his priests to take a special course of studies in flying and aeronautical engineering in order that after an intensive 2½-year training they may receive their Degree and may be more capable of coping with the difficulties in their northern missions.

The J.O.C. Movement

◈ ITS ORIGIN AND DEVELOPMENT

The Canadian Jocist Movement was revealed in its full splendor at the First General Congress, held in Montreal in July of 1935. To the public at large it was a startling revelation. It had only been born four years before, but on that July day nearly six thousand young men and women swarmed to the Congress from every corner of the Province of Quebec, proclaiming in no uncertain terms their aspirations and their ideals. And this great meeting, it might be well to note, took place at about the same time that a Communist-inspired movement had failed miserably. Without the shadow of a doubt the Young Catholic Workers had become a force that would have to be reckoned with henceforth.

This great meeting can best be summed up in the words of an impartial journalist who had this to say in his newspaper the following morning, "The newspapers, no matter their affiliations or opinions, can say but one thing: The Congress of the J.O.C. was a triumph! All day yesterday the same statement could be heard throughout the city—at the doors of Notre Dame, along Saint-Denis, at the Plateau, at the Forum. In truth, the success even surpassed the hopes of the greatest optimists. We do not wish to overdo the point, but we must describe things as they actually appeared. It is our opinion that there has been nothing more beautiful since the Eucharistic Congress of 1910, nothing that gives rise to greater flood-tides of hope."

* * *

With the setting up of great Central Headquarters in Montreal, Jocism swung into action behind a vast program to aid unfortunate and abandoned youth. A whole department of social services was inaugurated. It included a night shelter for those who had no place to sleep; special aid for prisoners paroled to Jocist guardianship; and a special employment bureau. At the height of the economic depression, the J.O.C. was coping with every sort of misery, giving generously, without counting the cost, to the relief of the fallen, the discouraged and the abandoned. And therein lies one of the most beautiful of the Jocist claims to glory, the authentic seal on its mission: "The poor are evangelized." These same activities have continued to the present day in various centers, reclaiming and reinstating in society only God knows how many unfortunates, not only from the ranks of the working class, but from the professional class as well.

In the same year of 1935 the J.O.C. submitted a carefully detailed plan to the Dominion Government at Ottawa, known later as the Jocist Plan for Unemployment. It was accepted, and has since contributed no small part to the organization known as "Aid for Youth". Nor did Canadian Jocists confine their interests to their own country. They collaborated with other Jocists throughout the world on a great plan, signed by more than 85,000 of them, and which was to be submitted to the International Bureau of Labor at Geneva.

Within the confines of the Dominion of Canada new campaigns were constantly being launched, embracing more and more phases of the workers' life. We can enumerate but a few, such as a campaign to create greater respect for young women workers; one for the protection of the young beginners at work; for the proper amusement of the young; for the development of a true, professional conscience; one for worthwhile reading; and another to encourage true Christian marriages. All of which brings us to the famed Second General Congress of 1939, which far surpassed the first, held four years previously.

This Congress still serves as the crowning achievement of Jocism up to the present day. It took as its theme the great encyclical of His Holiness Pius XI on Christian Marriage. By way of preparation for the Congress, the Encyclical was carefully studied and popularized in more than sixteen thousand meetings of leaders, more than seventy thousand meetings of militants, throughout days and weeks of study and recollection.

The Congress itself was an unequalled expression of the glory of Christian marriage and an unexcelled manifestation of the true dignity of work. The Mass at the stadium, attended by some 20,000 Jocists and many others, was a unique spectacle, and was highlighted by a great marriage ceremony in which one hundred and six couples took simultaneous marriage vows. The "Word at Work", a great pageant in which 25,000 participated, closed the Congress that same night,

depicting the part of the J.O.C. in the construction of the "City built by labor."

"The J.O.C.," said the narrator, "has been keeping pace with giants since the time of its humble birth. To thousands of young workers, caught by the flaming spirit of its conquests, it has taught the real value of obscure work, of work taken up anew each morning. The factories and the workshops, the stores and the crowded streets—in a word, the whole working world has once again broken out into a song that expresses in its melodious tones the new found joy of numberless hearts. Moreover, by its inquiries and its campaigns, its unheard-of realization of the one hundred marriages celebrated at the stadium this morning, the J.O.C. has brought out into broad daylight the beauty of Christian marriage which shall be the living treasure of the New City, the City fed by the joy of Christ. The "World at Work" expresses on the stage this Jocist realization, this ideal, of which it is at the same time both the sign and the reality."

Few more touching prayers than this one, recited together by the assembled 25,000 Jocists, have ever been penned to Mary, the Queen of the working class:

"That this Congress may announce henceforth, everywhere,
The Christian meaning of work,
The Christian meaning of the home;
That all our brothers may find joy in it,
That all our sisters may find joy in it;
For those farthest away,
For those who suffer most,
For those beyond the sea,
And for those in Russia,
For all those whom we want to love,
We turn towards thee
To pray together,
O worker, blessed among women,
Nurse of every soul,
Light of every morning,
Mother of our God,
Oh, our Lady ..."

The following day these thousands of Jocists wended their way towards home. They were tired, but within their hearts glowed a new flame, and they took up their work once again—in the factories, in the mines, at store counters—so as to do their share in the building of the Christian City portrayed and acclaimed the night before.

The Congress served as a universal sermon in favor of Christian Marriage. The reels of films that were taken of it travelled round the world, and more than 130 newspapers in Canada and the United States carried long reports about it, everyone of them filled with respect and admiration.

During this Congress, the "Ligue Ouvriere Catholique" (The Catholic Workers League), better known by its initials L.O.C., came into existence. This is a movement of Catholic Action specialized for workers' families, a normal outgrowth of the J.O.C. The event marked an important turning point in the history of Catholic Action in Canada. It was the beginning of the official recognition of specialized Catholic Action for adults.

Plans had been made to hold an International Congress of the J.O.C. in Rome. The date had been set for September, 1939. Thousands of young workers from twenty nations had been invited to meet in Rome, where they would launch a world campaign for peace and fraternity between all workers, between all nations of the world. A Canadian delegation of nine general and federal leaders, in company with Fr. Roy and one of the federal chaplains, set out to go in search of new lights at the home of the Father of Christianity, at an hour when storms of hate and of pride were darkening the horizon.

But alas! The delegates set foot on European soil at the very hour when guns of war began to boom. The terrible war that has since brought its tales of horror to the whole of humanity had just been declared. The Congress was an impossibility under such conditions. The faith of our Jocists, however, did not go without recompense. After weeks of uncertainty and of waiting in a hospitable community in England, they were finally able to cross over into France. After a few days of sympathetic contact with their fellow Jocists of France, and with the saintly Cardinal Verdier, a great friend of the young workers, they finally came to the end of their journey. Rome, at long last! They were received at Castelgondolfo, and the Holy Father blessed them in the name of all the Canadian Jocists, giving them this paternal message: "Be sure to tell your Canadian comrades how the Holy Father loves them."

(Continued in the next issue)

Many people have sorrow for their sins, but never think of doing any self-inflicted penance for them.

• • •

There is always the fellow who must be the "fly in the ointment."

• • •

Hearing that a man has in him something which they hate, they will deny in him qualities which they should admire.

• • •

PRAYER . . .

So often when visiting the sick we hear the big complaint, "I can not pray." The sick seem to feel that this is a trouble peculiar to themselves, that they alone are subject to this trial. This, however, is not the case. Persons in good health have the same difficulty, they experience the same distractions, dryness, and langour in time of prayer.

A trappist monk was once asked what he found most difficult in that strict life. Their schedule consists of eight hours given to manual labor, and eight hours to prayer. They rise at midnight —and again at 2 a.m., to chant the Divine Office. They sleep on a board, they eat no fish nor eggs, and they observe perpetual silence. The monk did not find any of these things hard—BUT what he did find hard was PRAYER. His mind drifts— he thinks of all conceivable things. Now, if such a person finds prayer hard—we should not be surprised when the sick have the same difficulty.

It may be too, that at some time or other you have read some books on the subject of prayer— what it should be like, what sweetness you should derive therefrom, etc. You apply this to yourself and when this is not the case with you, when you do not experience these results from prayer, then you feel that there is something wrong with your prayers, that you are not praying right, etc. Then you draw the conclusion "Why try to pray? I get no satisfaction out of it—there is no need of or sense in praying." But you are wrong, entirely wrong.

There are two reasons why we should pray. The first is to honor God—the second is for our own benefit. We can accomplish both, whether we get satisfaction out of praying or not. Prayer is something like medicine. The doctor does not give it to us for its good taste, but rather to restore our health. Sometimes the more bitter the medicine is, the better are the results.

Suppose for an example you place two persons side by side. One has no trouble at all in praying: he gets a lot of satisfaction and joy out of it. The other has all kinds of trouble; must make much effort to keep his mind on his prayers, force himself to concentrate, to bring back his wandering thoughts. Who profits most by praying? Surely the one who makes the most effort, for, even though he thinks his prayer is the poorest, he will get the greatest blessings from God.

A Chaplain in the service of our country recently wrote, "when tired, let your very tiredness be your prayer. Anything by loving intention can be made a prayer—that is what Our Lord means by loving God with all our heart, mind, and soul."

The Rev. William Doyle, S.J., killed in the first world war said, "A dry act of love is a real act of love, for it is all for God and nothing for self."

So, keep on praying. Do not mind the distractions or the wandering of your mind, or what little satisfaction you get out of it. Be stubborn, plug ahead. You are doing it for God! God is honored by your prayers, and you yourself benefit by it if you enjoy it or not.

—"Our Good Samaritan" Quarterly.

Medical Corner

Contributed by

J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

QUESTION BOX

"Would you, please, if I am not out of order, write a short description of the Vitamins and their use." Miss A.L.

Dear Miss A.L.: — A very timely question in these vitamin-crazy times. Your request will be answered in this column when the article on Vitamins will appear.

"My doctor told me that Vitamin B6 will help my graying hair. I am only 26 years old. What is your opinion?"

Mrs. E.C.M.

Dear Mrs. E.C.M.: — Vitamin B6 has really had too much space in recent medical and non-medical literature. Even now some reporters claim that this vitamin is a cure-all. I might be old-fashioned, but I do think that this vitamin is certainly not the perfect preventative for gray hair it is made out to be. But let us wait and see. In the meatime think a little of your heredity. Let me tell you of another possible cause for graying hair. You see the blood supply of the scalp is so arranged that it receives blood both from the interior as well as from the outside of the skull. It is now believed that these emissary vessels from the interior of the skull become pinched off by the simple deposition of calcium around the tiny openings through which these vessels pass. This cuts off some of the blood supply from the hair-roots, therefore a diminished circulation, and as a consequent change in the hair itself. That is enough to make any hair gray. But this, too, is only an experiment, although some investigator made 200 post-mortems with this idea in mind — and he seems to have found what he was looking for. But, here again, let us wait and see. Until a cause and a cure for gray hair has been found, I am afraid that you will have to content yourself with your lot. But why worry about a little touch of gray in your hair?

The Question Box

Only signed letters will be answered

I am a convert to the Catholic Faith, of a little more than a year ago. As I desire to learn more about the blessings of the Catholic Church I would like to know how to use the votive candle and the different medals.

Votive candles and medals will of themselves not gain heaven for us. A votive candle is lighted and placed before a shrine as an offering to God or the saints either to obtain a favor or in gratitude for one received, and should be used as such. An alms as a prayer is a good work, and a votive candle is to be viewed in the light of an alms. We light the candle and place it before the shrine, and with it petition the saint to consider the burning candle as a token of our devotion and prayer. It must be remembered that it is not so much the burning candle as the spirit with which the offering is made that makes the offering pleasing—or perhaps even displeasing—to God and the saint.

The correct use of a medal is much the same as the proper use of the votive candle. Of itself the medal has no special charm value. The medals of devotional character are produced in honor of our Saviour, His Blessed Mother and the saints, and are approved by the Church to inspire the user with a love of our Saviour and to teach him to imitate the virtues of those who in life were dear to our Lord. Certain medals have received special blessings from the Church and have rich indulgences attached to them for the user. The blessed medal is worn as a petition for divine aid and divine protection. Inquire what blessings the medal you are wearing has received, make the intention to gain all the indulgences attached to it and then wear it with true prayerful devotion, and it will be a help to you.

Why is it that some children will tell their mothers that if they hadn't married, then they (the children) wouldn't be here now to put up with this hard life? It makes it bad for a mother. Maybe you can explain it so they can read it.

The picture of a sad world because of a faithless generation becomes sad indeed when such reasoning is resorted to. How bent upon the present world and its pleasure people can become is made clear by such an admission. If their parents had not married, the children would not be here to put up, as they say, with this hard life. That they would not be here is perhaps quite true. Have such people, whether young or old, who reason this way ever stopped to consider what this really implies? I personally doubt it very much.

In the first place, existence is better than non-existence, no matter what the consequences of that existence might entail. Secondly, we exist because God called us into existence and He so ordained that parents cooperate with His design to bring human beings into existence. Hence we exist not necessarily because our parents married but because God wanted it so.

Above all, we are in this life, have been called into existence, not for the purpose of having to "put up with this hard life" but to be happy with God for all eternity in heaven. The child may say that, had the parents not married, it would not be here to put up with this hard life—but neither would it then be possible for that child to gain heaven and there be in the presence of God for all eternity, an eternity of joy and happiness where, as Christ Himself said, "Eye hath not seen, nor ear heard, neither hath it entered into the heart of man to conceive what God has prepared for them who love Him." Compare an eternity of happiness in heaven with God to a few years (make it a hundred if you wish) of "this hard life", as youth may wish to call it.

We speak of opportunities, and youth is eager to have opportunities to make good. Youth censures the elders for not giving or perhaps for destroying many opportunities for them. We elders undoubtedly make our mistakes—but perhaps just because of this, youth has more opportunity to work, to make this a better world, to correct our wrongs. But aside from this, one opportunity—and it is the all-important one—has not been taken away. That is the opportunity to gain happiness in heaven. This opportunity was given through the marriage of parents and, in married life, through their co-operation with God's designs, to call the child into existence. Through existence, then, we all gain the opportunity of winning heaven, and certainly heaven is worth the hard things of this life.

It must not be forgotten that we are in this life to serve, as well as to know and love God. To love and to serve means to bring sacrifice, and true love wants a sacrifice that causes pain. That is why we say that Christ's love was so great—because of His sacrifices. Hence we must expect to walk the rugged paths of life. In this Christ gave each of us the example. He has said that if we wish to be His disciples we must deny ourselves, take up the cross daily and follow Him.

We may not forget, as a further consideration, that we have made this hard life a greater burden through personal sin—and who will say that he is without sin!

There is one great truth which we may never forget in life's struggle. We are willing to make almost any sacrifice, endure any hardship, to gain honor, riches, pleasures—yes, to prolong our life even if only for a very short time; but what is any one of these or all of them combined compared with the glory of heaven where happiness will last forever? To merit this great reward we must necessarily exist; hence, that we exist is something for which we must thank God first, and secondly, our parents who co-operated with God's design.

Have you heard these?

A man spending the night at a hotel in a small Southern town, told the porter that he wanted to be called early in the morning.

"Say, boss," replied the porter, "I reckon yo' ain't familiar wid dese heah modern inventions. When yo' wants to be called in de mawnin' all yo' has to do is to press de button at de head of yo' bed. Den we comes up an' calls you."

* * *

Once upon a time there was an Indian named Big Smoke, employed as a missionary to his fellow Smokes.

A white man encountered Big Smoke, asked him what he did for a living.

"Umph!" said Big Smoke, "me preach."

"That so? What do you get for preaching?"

"Me get ten dollars a year."

"Well," said the white man, "that's poor pay."

"Umph!" said Big Smoke, "me poor preacher."

* * *

"Six days of the week he's invisible, and on the seventh he's incomprehensible," was the account which a dissatisfied old lady gave of her pastor and his ministrations.

* * *

"Mike, I wish I knew where I was goin' to die. I'd give a thousand dollars to know the place where I'm going to die."

"Well, Pat, what good would it do you if yez knew?"

"Lots," said Pat. "Shure I'd never go near that place."

* * *

"I don't remember very clearly, but did I shock the hostess last night?"

"Did you shock her? Her eyebrows haven't come down yet!"

* * *

In the congregation at a Sunday morning service was a young bride whose husband was a churchwarden. Becoming terribly worried about having left the roast in the oven, she wrote a note to her husband, sending it to him by another churchwarden.

The latter, thinking it was a note for the preacher, hurried down the aisle and laid it on the pulpit.

Stopping suddenly in the middle of the sermon to read the note, the astonished preacher was met with this injunction: "Please go home, dear, and turn off the gas."

* * *

The farmer, whose pig was killed by an automobile, was raving mad.

"Don't worry," said the motorist, trying to pacify the bereaved owner, "I'll replace your pig."

"You can't," growled the farmer, "you ain't fat enough."

* * *

Customer: "Is this tea or coffee?"

Waiter: "If it tastes like kerosene, it's tea. Our coffee tastes like turpentine."

* * *

Three absent-minded professors were so absorbed in conversation that they didn't hear the train come in nor hear the conductor's "All aboard" call until the puff of the engine attracted them. Then they rushed for the train and two of them scrambled onto it. The third looked on sheepishly. The agent standing nearby said, "Too bad, Mister, but you shouldn't feel so badly. Two out of three made it—that's a pretty good percentage."

"Yes," sighed the professor, "but they came down to see me off."

Mother: "What becomes of little boys who use bad language while playing marbles?"

Bobby: "They grow up and become golfers."

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$1,228.75
Mr. Greg. Martin, Sceptre, Sask.	10.00
Miss Katherine Sautner, Lancer, Sask.	1.00
Mr. Joe Ruckli, Raymore, Sask.	5.00
Mrs. M. Hager, Toronto, Ont.	2.00
Mr. Edwin W. Ottenbreit, Grayson, Sask.	1.00
Mrs. J. Schafhauser, Landis, Sask.	2.00
A Friend, Friedenstal, Alta.	5.00
Mr. Alex Rolheiser, Compeer, Alta.	1.00
Mr. George Feser, Compeer, Alta.	1.00
Mr. John Schamber, Compeer, Alta.	1.00
Mr. George Kloster, Compeer, Alta.	1.00
Mr. Ed. Schamber, Cactus Lake, Sask.	1.00
Mr. George Rolheiser, Jr., Compeer, Alta.	1.00
Mr. Jacob Stang, Jr., Macklin, Sask.	1.00
F. R., of Compeer, Alta.	1.00
Mrs. Bertha Sabass, New York	1.00
Mrs. D. Stocker, Regina, Sask.	1.00
Mrs. D. L. Menzies, Regina, Sask.	1.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
A Kerrobert Parishioner	5.00
Mr. Alex J. Hauk, Prelate, Sask.	2.00
Mrs. G. Stegmann, Grosswerder, Sask.	1.00
Mr. and Mrs. Nick Heffner, Compeer, Alta.	1.00
Mr. John Brost, Cosine, Sask.	2.00
Mr. Lorenz Bielman, Primate, Sask.	3.00
Total to date	$1,280.75

⊙

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.